Die

Dame von Monsoreau.

Historisch-romantisches Sittengemälde

aus den Zeiten

Heinrich's III., Königs von Frankreich.

Von

Alexander Dumas.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Erster Theil.

Augsburg, 1846.

v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Das

Belletristische Europa.

Neueste Romane

von

H. de Balzac, Friederike Bremer, Bulwer, Alex. Dumas, George Sand, Friedrich Soulié und Eugen Sue ꝛc. ꝛc.

Herausgegeben

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Neunter Band.

Die Dame von Monsoreau. Historisch=romantisches Sittengemälde von Alexander Dumas.

Augsburg, 1846.
v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

Erstes Kapitel.

Die Hochzeit von Saint-Luc.

Am Faschingsonntage des Jahres 1578, nach dem Volksfeste, und während auf den Straßen der Lärm des lustigen Tages verstummte, begann ein glänzendes Fest in dem prächtigen Hôtel, welches auf der andern Seite des Flußes, und fast dem Louvre gegenüber, jene berühmte Familie der Montmorency hatte bauen lassen, die, mit der königlichen Familie verwandt, gleichen Rang mit den fürstlichen Familien besaß. Dieses besondere Fest, welches dem Volksfeste folgte, war bestimmt, die Vermählung von Franz d'Epinay de Saint-Luc, eines großen Freundes des Königes Heinrich III., und eines seiner vertrautesten Günstlinge, mit Johanna de Cossé-Brissac, Tochter des Marschalls von Frankreich gleichen Namens, zu feiern.

Das Mahl war im Louvre veranstaltet worden, und der König, der in die Heirath sehr ungerne einwilligte, bei dem Feste mit einem ernsten Gesichte erschienen, das mit den Umständen nicht übereinstimmte. Sein Costüm, unter anderm, schien in Harmonie mit seinem Antlitze; es war jenes dunkelkastanienbraune Costüm, in welchem

Clouet ihn uns der Vermählung von Joyeuse beiwohnend gewiesen hat, und diese Art von königlichem Gespenste, ernst bis zur Majestät, hatte Jedermann starr vor Schrecken gemacht, und vorzüglich die junge Neuvermählte, auf die er sehr scheele Blicke warf, so oft er sie anschaute. Diese düstere Haltung des Königes inmitten der Freude dieses Festes schien jedoch Niemand zu befremden; denn die Ursache davon war eines von jenen Hofgeheimnissen, an denen sich Jedermann vorsichtig hinzog, wie an den dem Wasser gleich stehenden Klippen, durch deren Berührung man zu zerschellen gewiß ist.

Kaum war das Mahl zu Ende, als der König hastig sich erhob, und nun mußte Jedermann, selbst Jene, die ganz leise ihren Wunsch gestanden, fortzutafeln, dem Beispiele des Königes folgen. Dann warf Saint-Luc einen langen Blick auf seine Frau, wie um aus ihren Augen Muth zu schöpfen, und sagte, dem Könige sich nähernd: „Sire, werden Eure Majestät mir die Ehre erweisen, die Musik anzunehmen, die ich Ihnen heute Abend im Hôtel Montmorency geben will?“

Heinrich **III.** kehrte sich hierauf mit einem Gemische von Zorn und Aerger um, — und antwortete, als Saint-Luc, vor ihm gebückt, mit der sanftesten Stimme und einnehmendsten Miene ihn anflehte: „Ja, mein Herr, wir werden kommen, obgleich Sie wahrlich diesen Freundschaftsbeweis von unserer Seite nicht verdienen.“

Nun dankte das Frau von Saint-Luc gewordene Fräulein Brissac dem Könige unterthänigst. Aber der König wendete den Rücken, ohne auf ihre Danksagungen zu antworten.

„Was hat denn der König gegen Sie, Herr von Saint-Luc?“ fragte dann das junge Mädchen ihren Gatten.

„Schöne Freundin,“ antwortete Saint-Luc, „ich werde Ihnen dieß später erzählen, wenn dieser große Zorn wird vergangen seyn.“

„Und wird er vergehen?“ fragte Johanna.

„Muß wohl,“ antwortete der junge Mann.

Das Fräulein von Brissac war noch nicht genug Frau von Saint-Luc, um darauf zu dringen; sie versenkte ihre Neugier in die Tiefe ihres Herzens, und gedachte, um ihre Bedingungen zu machen, wohl einen Augenblick zu finden, in welchem Saint-Luc gewiß veranlaßt seyn würde, sie anzunehmen.

Man erwartete also Heinrich **III.** im Hôtel Montmorency in dem Momente, da die Geschichte beginnt, welche wir unsern Lesern erzählen wollen. Nun aber war es bereits eilf Uhr, und der König noch nicht gekommen.

Saint-Luc hatte zu diesem Balle sämmtliche Freunde des Königes, und seine eigenen eingeladen, und in die Einladungen die Prinzen und die Freunde der Prinzen eingeschlossen, besonders jene unserer früheren Bekanntschaft, den Herzog von Alençon, der bei der Thronbe-

steigung Heinrich III. Herzog von Anjou geworden war, aber der Herzog von Anjou, der das Festmahl im Louvre nicht besucht hatte, schien bei dem Feste im Hôtel Montmorency sich eben so wenig einfinden zu sollen.

Den König und die Königin von Navarra betreffend, hatten sich dieselben nach Bearn geflüchtet, und machten offene Opposition, indem sie an der Spitze der Hugenotten Krieg führten.

Der Herr Herzog von Anjou machte, nach seiner Gewohnheit, gleichfalls Opposition, aber jene heimliche und finstere Opposition, in welcher er stets Sorge trug, im Hintergrunde zu bleiben, fortwährend jene von seinen Freunden vorschiebend, die das Beispiel von la Molte und Coconnas nicht geheilt hatte. Es bedarf keiner Erwähnung, daß seine Edelleute und jene des Königes in einem schlechten Einverständnisse lebten, das monatlich wenigstens einigemale Duelle herbeiführte, bei denen es selten der Fall war, daß nicht irgend Einer von den Kämpfern todt, oder mindestens schwer verwundet auf dem Platze blieb.

Katharina betreffend, war sie auf dem Gipfel ihrer Wünsche angekommen. Ihr vielgeliebter Sohn hatte jenen Thron bestiegen, den sie so sehr für ihn, oder vielmehr für sich, ehrsüchtig erstrebte. Und sie herrschte unter seinem Namen, indem sie sich stets die Miene gab, sich von den weltlichen Dingen loszumachen, und nur noch um ihr Seelenheil besorgt zu seyn.

Saint-Luc, höchst unruhig, keine einzige königliche

Person kommen zu sehen, suchte seinen, ob dieser drohenden Abwesenheit sehr besorgten Schwiegervater zu beruhigen. Ueberzeugt, wie Jedermann, von der Freundschaft, womit der König Heinrich Saint-Luc zugethan war, hatte er mit einer Gunst in Verwandtschaft zu kommen geglaubt, und siehe da! seine Tochter hatte im Gegentheile eine Art von Ungnade geheirathet. Saint-Luc gab sich alle Mühe, ihm eine Sorglosigkeit einzuflößen, die ihm selbst fehlte, und seine Freunde Maugiron, Schomberg und Quélus, in ihren prächtigen Costümen, ganz steif in ihren glänzenden Wämsern, deren ungeheure Halskrausen ihren Kopf tragende Schüsseln schienen, wie bei dem Festmahle des Herodes, vermehrten noch diese Bangigkeiten durch ihre ironischen Wehklagen.

„Ei, mein Gott! mein armer Freund," sagte Quélus, „ich glaube wahrhaftig, daß Du dießmal verloren bist. Der König zürnt Dir, weil Du seine Ansichten nicht geachtet, und Herr von Anjou ist böse auf Dich, weil Du über seine Nase Dich lustig gemacht hast."

„Nicht doch," versetzte Saint-Luc, „der König kommt nicht, weil er eine Wallfahrt zu den Franziskanern im Gehölze von Vincennes gemacht, und der Herzog von Anjou ist abwesend, weil er in irgend eine Frau verliebt ist, die ich einzuladen werde vergessen haben."

„Geh doch," sagte Maugiron, „hast Du gesehen, was für ein Gesicht der König bei der Tafel gemacht hat? Ist dieß die väterliche Physiognomie eines Man-

nes, der den Pilgerstab ergreifen will, um eine Wallfahrt zu machen? Und den Herzog von Anjou betreffend, würde seine, durch die von Dir angegebene Ursache begründete persönliche Abwesenheit, seine Anjouer verhindern, zu kommen? Siehst Du einen Einzigen von ihnen hier? Schau umher, vollkommene Finsterniß, nicht einmal jener Großsprecher von Bussy."

„Ja, meine Herren," sagte der Herzog von Brissac, den Kopf auf eine verzweifelte Art schüttelnd, „dieß macht auf mich die ganze Wirkung einer vollständigen Ungnade. Worin hat doch, mein Gott! unser der Monarchie immer so ergebenes Haus, Seiner Majestät mißfallen können?"

Und der alte Höfling streckte schmerzlich seine beiden Arme zum Himmel empor. Die jungen Leute schauten Saint-Luc mit überlautem Gelächter an, das, weit entfernt den Marschall zu beruhigen, ihn zur Verzweiflung brachte. Die junge Neuvermählte, nachsinnend und gesammelt, fragte sich, wie ihr Vater, wodurch Saint-Luc dem Könige habe mißfallen können. Saint-Luc wußte es, und war ob diesem Wissen der am wenigsten Ruhige von Allen. Plötzlich meldete man an einer der beiden Thüren, durch die man in den Saal trat, den König an.

„Ah!" rief der Marschall freudestrahlend aus, „nun befürchte ich nichts mehr, und wenn ich auch noch den Herzog von Anjou anmelden hörte, wäre meine Befriedigung vollkommen."

„Und ich," murmelte Saint-Luc, „habe noch mehr Furcht vor dem anwesenden, als vor dem abwesenden Könige; denn er kommt nur, um mir irgend einen schlimmen Streich zu spielen; wie es auch der Fall ist, daß, um mir irgend einen schlimmen Streich zu spielen, der Herzog von Anjou nicht kommt."

Aber ungeachtet dieser traurigen Erwägung stürzte er nicht minder dem Könige entgegen, der endlich sein düsteres kastanienbraunes Costüm abgelegt hatte, und von Atlaß, Federn und Juwelen strahlend sich näherte. Doch in dem Momente, da an einer der Thüren König Heinrich **III.** erschien, erschien ein zweiter Heinrich **III.**, dem Ersten ganz gleich gekleidet, beschuht, frisirt, gekrauset und rundgefältelt, so zwar, daß die Höflinge, einen Augenblick, dem Ersten entgegen eilend, stehen blieben, wie die Fluth am Brückenjoche, und vom ersten zum zweiten Könige wirbelnd zurückströmten.

Heinrich **III.** bemerkte die Bewegung, und da er vor sich nur Aller Mund offen, verwirrte Blicke, und auf einem Beine sich im Kreise herumdrehende Leiber sah, fragte er: „Meine Herren, was giebt's denn?"

Ein langer Ausbruch lauten Gelächters antwortete ihm. — Der König, von wenig geduldigem Gemüthe, und insbesondere in diesem Momente wenig zur Geduld geneigt, begann die Stirne zu runzeln, als Saint-Luc sich ihm näherte: „Sire," sagte er, „Chicot ist's, Ihr Narr, der sich genau so gekleidet hat, wie Eure Majestät, und den Damen seine Hand zum Kusse reicht."

Heinrich III. begann zu lachen. Chicot genoß am Hofe des letzten Valois einer derjenigen ähnlichen Freiheit, welcher dreißig Jahre früher Triboulet am Hofe des Königes Franz I. genoß, und deren vierzig Jahre später Langely am Hofe des Königs Ludwig XIII. sich erfreuen sollte. Chicot war kein gewöhnlicher Narr. Bevor er Chicot hieß, hatte er von Chicot geheißen. Er war ein bretagnischer Edelmann, der, von Herrn von Mayene mißhandelt, sich zu Heinrich III. geflüchtet hatte, und mit bisweilen grausamen Wahrheiten den Schutz bezahlte, den ihm der Nachfolger Karls IX. gewährt hatte.

„Ei, Meister Chicot," sagte Heinrich, „zwei Könige hier, das ist viel."

„In diesem Falle, laß mich meine Königsrolle auf meine Weise fortspielen, und spiele die Rolle des Herzogs von Anjou auf die Deinige; vielleicht wird man Dich dafür halten, und Dir Dinge sagen, die Dich, zwar nicht von dem, was er denkt, aber doch von dem, was er thut, in Kenntniß setzen werden."

„Wirklich," erwiederte der König, übelgelaunt um sich schauend, „mein Bruder von Anjou ist nicht gekommen."

„Ein Grund mehr, daß Du ihn ersetzest. Das heißt: Ich bin Heinrich, und Du bist Franz. Ich will thronen; Du wirst tanzen; ich werde statt Deiner alle Affenstreiche der Krone machen; und Du wirst Dich indessen ein wenig ergötzen. Armer König!"

Der Blick des Königs verweilte auf Saint-Luc. „Du hast Recht, Chicot, ich will tanzen.

„Ganz gewiß" dachte Brissac, „hab' ich mich getäuscht, als ich den König gegen uns erzürnt glaubte. Gerade im Gegentheile, der König ist in vortrefflicher Stimmung.

Und er eilte rechts und links hin, beglückwünschte Jeden, und vorzüglich wünschte er sich selbst Glück, seine Tochter einem Manne gegeben zu haben, der bei dem Könige in so großer Gunst stand.

Inzwischen hatte sich Saint-Luc seiner Frau genähert. Das Fräulein von Brissac war keine Schönheit, aber sie hatte charmante schwarze Augen, weiße Zähne, eine blendendweiße Haut; dieß Alles zusammen verlieh ihr das, was man ein geistreiches Gesicht nennen kann.

„Mein Herr," sagte sie zu ihrem Gatten, immer mit einem einzigen Gedanken beschäftigt: — „Warum sagte man mir, daß der König mir zürne? Seitdem er gekommen ist, hat er nicht aufgehört, mir zuzulächeln."

„Dieß sagten Sie mir nicht bei der Rückkehr vom Mahle, liebe Johanna, denn sein Blick jagte Ihnen dort Furcht ein."

„Seine Majestät waren da ohne Zweifel übel gestimmt," versetzte die junge Frau; „nun . . ."

„Nun ist's wohl schlimmer," erwiederte Saint-Luc, „der König lacht mit zusammengepreßten Lippen. Es wäre mir lieber, er wiese mir die Zähne. Johanna, meine arme Freundin, der König brütet irgend eine

verrätherische List gegen uns. — O! blicken Sie mich nicht so zärtlich an, ich bitte Sie, — wenden Sie mir sogar den Rücken. Da kommt gerade Maugiron auf uns zu; — halten Sie ihn zurück, bemächtigen Sie sich seiner, seyen Sie liebenswürdig gegen ihn."

„Wissen Sie, mein Herr," entgegnete Johanna lächelnd, „daß dieß eine sonderbare Anempfehlung ist, und daß man, wenn ich sie buchstäblich befolgte glauben könnte . . ."

„Ah!" sagte Saint-Luc seufzend, „es wäre sehr glücklich, wenn man es glaubte." Und seiner Frau den Rücken wendend, deren Erstaunen auf's Höchste stieg, ging er von ihr weg, um Chicot den Hof zu machen, der seine Königsrolle hinreissend, mit der lächerlichsten Majestät spielte.

Indessen tanzte Heinrich, den von ihm seiner Erhabenheit gegebenen Abschied benützend. Doch, immer tanzend, verlor er Saint-Luc nicht aus den Augen. Bald rief er ihm, um ihm irgend einen merkwürdigen Spaß zu erzählen, der, drollig oder nicht, das Privilegium hatte, Saint-Luc in lautes Gelächter zu versetzen. Bald bot er ihm in seiner Confectbüchse überzuckerte Mandeln und eingemachte Früchte, welche Saint-Luc vortrefflich fand. Endlich, wenn Saint-Luc einen Augenblick aus dem Saale verschwand, wo der König war, um auch in den übrigen Sälen die Honneurs zu machen, ließ ihn der König alsogleich durch einen seiner Pagen oder Offiziere holen, und Saint-Luc kehrte zu-

rück, seinem Gebieter zu lächeln, der nur zufrieden schien, wenn er ihn wieder sah. Plötzlich drang zu Heinrichs Ohren ein Lärm, laut genug, um immitten dieses Tummultes gehört zu werden.

„Ei, ei," sagte er, „es dünkt mir, Chicot's Stimme zu vernehmen. Hörst Du, Saint-Luc, der König ärgert sich."

„Ja, Sire," erwiederte Saint-Luc, ohne zu scheinen, als verstände er die Anspielung Seiner Majestät, „er zankt mit irgend Einem, dünkt mir."

„Sehen Sie, was es ist," sagte der König, „und kommen Sie sogleich zurück, um es mir zu sagen."

Saint-Luc entfernte sich. In der That hörte man Chicot, der näselnd schrie, wie es der König bei gewissen Gelegenheiten machte: „Ich habe doch Aufwandsgesetze gemacht. Aber wenn jene nicht genügen, die ich gemacht habe, werde ich wieder welche machen; ich werde ihrer so viele machen, bis sie hinreichen werden; wenn sie auch nicht gut sind; werden sie wenigstens zahlreich seyn. Bei Beelzebub's Horne, mein Vetter, sechs Pagen, Herr von Bussy, das ist zu viel."

Und Chicot, seine Backen aufblasend, seine Hüften bogenförmig krümmend, und die Faust in die Seite setzend, spielte den König täuschend.

„Was spricht er von Bussy?" fragte der König die Stirne runzelnd.

Saint-Luc, zurückgekehrt, wollte dem Könige antworten, als die Menge, sich öffnend, sechs in Goldstoff

gekleidete Pagen sehen ließ, bedeckt mit Halsgehängen, und auf der Brust das ganz von Juwelen strahlende Wappen ihres Herrn tragend. Hinter ihnen kam ein junger, schöner und stolzer Mann, der mit dreister Stirne, trotzigem Blicke, geringschätzig aufgeworfener Lippe einherschritt, und dessen einfaches Gewand von schwarzem Sammet gegen die reichen Kleider seiner Pagen abstach.

„Bussy,“ sagte man, „Bussy d'Amboise.“

Und Jedermann eilte dem jungen Manne entgegen, der diesen Lärm verursachte, und reihte sich, um ihn passiren zu lassen. Maugiron, Schomberg und Quélus hatten an der Seite des Königes ihre Stellung genommen, wie um ihn zu beschützen.

„Sieh doch,“ sagte der Erste, auf von Bussy's unerwartete Ankunft anspielend, und auf die fortwährende Abwesenheit des Herzogs von Alençon, welchem Bussy angehörte, „da ist der Diener und man sieht den Herrn nicht.“

„Geduld,“ antwortete Quélus,“ vor dem Diener gab es Diener des Dieners. Der Herr des Dieners kommt vielleicht hinter dem Herrn der ersten Diener.

„Sprich doch, Saint-Luc,“ sagte Schomberg, der Jüngste von den Lieblingen des Königes Heinrich, und zugleich einer der Tapfersten, „weißt Du, daß Herr von Bussy Dir nicht viel Ehre erweiset. Sieh nur dieses schwarze Wamms an, mordieu! ist denn dieß ein Hochzeitkleid?“

„Nein," erwiederte Quélus, „sondern es ist ein Beerdigungskleid."

„Ah!" murmelte Heinrich, „warum ist's nicht das Seinige, und warum trägt er nicht zum voraus seine eigene Trauer!"

„Bei allen dem, Saint-Luc," äußerte Maugiron, „folgt Herr von Anjou Bussy nicht. Solltest Du auch auf dieser Seite in Ungnade stehen?" Das „auch" traf Saint-Luc in's Herz.

„Warum sollte er dem Bussy folgen?" entgegnete Quélus. „Erinnern Sie sich nicht, daß, als Seine Majestät der König dem Herrn von Bussy die Ehre erwies, ihn zu fragen, ob er nicht ihm angehören wolle, Herr von Bussy ihm antworten ließ, daß er, da er aus dem fürstlichen Hause Clermont sey, nicht nöthig habe, Jemanden anzugehören, und sich begnüge, schlechthin nur sich selbst anzugehören, überzeugt, sich so als Prinz besser zu befinden, als irgend ein Anderer auf der Welt."

Der König runzelte die Stirne, und biß auf seinen Knebelbart.

„Dennoch, was Du sagen mögest, Quélus," versetzte Maugiron, „gehört er dem Herrn von Anjou an, wie mir dünkt."

„Dann geschieht's," entgegnete Quélus pflegmatisch, „weil Herr von Anjou ein vornehmerer Herr ist, als unser König."

Diese Bemerkung war die beissendste, die man in Heinrich's Gegenwart machen konnte, der den Herzog

von Anjou immer brüderlich verabscheut hatte. Daher sah man ihn erblassen, obgleich er kein Wort erwiederte.

„Nun, nun, meine Herrn," wagte Saint-Luc zitternd zu sagen, „ein wenig Nächstenliebe für meine Gäste; verderben Sie meinen Hochzeittag nicht."

Diese Worte Saint-Luc's führten Heinrich wahrscheinlich auf eine andere Gedankenfolge. „Ja," sagte er, „verderben wir nicht den Hochzeittag von Saint-Luc, meine Herren." Und er sprach diese Worte, seinen Knebelbart mit einer tükischen Miene kräuselnd, die dem armen Neuvermählten nicht entging.

„Ah!" rief Schomberg aus, „Bussy ist also jetzt mit den Brissac's alliirt?"

„Warum?" fragte Maugiron.

„Weil Saint-Luc ihn vertheidiget. Was Teufels! In dieser armseligen Welt, worin man genug zu thun hat, sich selbst zu vertheidigen, vertheidigt man, dünkt mir, nur seine Verwandten, seine Alliirten und seine Freunde."

„Meine Herren," sagte Saint-Luc, „Herr von Bussy ist weder mein Alliirter, noch mein Freund, noch mein Verwandter; er ist mein Gast."

Der König schleuderte einen wüthenden Blick auf Saint-Luc.

„Und übrigens," beeilte sich dieser zu sagen, vom Blicke des Königes vernichtet, „vertheidige ich ihn nicht im Mindesten von der Welt."

Bussy hatte sich hinter den Pagen ernsthaft genähert,

und wollte sich vor dem Könige verbeugen, als Chicot durch den Vorzug beleidiget, den man Andern in der Ehrfurchtsbezeugung gab, ausrief: „He da... Bussy, Bussy d'Amboise, Ludwig von Clermont, Graf von Bussy, weil ich Dir denn durchaus alle Deine Namen geben muß, damit Du erkennest, daß ich es sey, der mit Dir spricht, siehst Du den wahren Heinrich nicht, unterscheidest Du nicht den König vom Narren? Jener zu dem Du gehst, ist Chicot, mein Narr, mein Possenreisser, derjenige, der so viele Dummheiten macht, daß ich mich oft krank lache."

Bussy setzte seinen Weg fort, und stand Heinrich gegenüber, vor dem er sich verbeugen wollte, als Heinrich zu ihm sagte: „Hören Sie nicht, Herr von Bussy? Man ruft Ihnen."

Und inmitten des lauten Gelächters seiner Lieblinge, wendete er dem jungen Capitain den Rücken. Bussy erglühte vor Zorn, aber seine erste Regung bewältigend, that er, als ob er die Bemerkung des Königes ernstlich nehme, und ohne daß er das laute Gelächter von Quélus, Schomberg und Maugiron gehört, oder ihr insolentes Lächeln gesehen zu haben schien, wendete er sich zu Chicot.

„Ah! ich bitte um Verzeihung, Sire," sagte er, es gibt Könige, die dergestalt Possenreissern gleichen, daß Sie mir vergeben werden, hoff' ich, Ihren Possenreisser für einen König gehalten zu haben."

„Hm!" murmelte Heinrich sich umkehrend, „was spricht er denn?"

„Nichts, Sire,“ versetzte Saint-Luc, der diesen ganzen Abend hindurch vom Himmel die Friedenstiftermission erhalten zu haben schien, „nichts, durchaus nichts.“

„Gleichviel, Meister Bussy,“ sagte Chicot, auf der Fußspitze sich in die Höhe richtend, wie es der König machte, wenn er sich Majestät geben wollte, „es ist unverzeihlich.“

„Sire,“ entgegnete Bussy, „verzeihen Sie mir, ich war in Gedanken.“

„An Ihre Pagen, mein Herr,“ sagte Chicot mit übler Laune. „Sie richten sich in Pagen zu Grunde, und thun dadurch, mordieu, einen Eingriff in meine Vorrechte.“

„Wie so?“ fragte Bussy, welcher einsah, daß, wenn er es mit dem Possenreisser aufnähme, die schlechte Rolle dem Könige zufiele. „Ich bitte Eure Majestät, sich zu erklären, und hab' ich wirklich Unrecht gehabt, so werd' ich es in aller Demuth gestehen.“

„Goldstoff diesen Schlingeln,“ bemerkte Chicot, mit dem Finger auf die Pagen weisend, „während Sie ein Edelmann, ein Oberst, ein Clermont, kurz fast ein Prinz, in einfachen schwarzen Sammet gekleidet sind.“

„Sire,“ versetzte Bussy, sich zu den Lieblingen des Königes wendend, „dieß geschieht, weil, wenn man in einer Zeit lebt, wo die Schlingel wie Prinzen gekleidet sind, ich es für guten Geschmack der Prinzen halte, zur Unterscheidung von jenen wie Schlingel sich zu kleiden.“

Und er gab den jungen, von Schmuck funkelnden

Lieblingen, das impertinente Lächeln zurück, womit sie ihn einen Augenblick früher beschenkt hatten. Heinrich schaute seine vor Wuth erblassenden Günstlinge an, die nur ein Wort ihres Herrn zu erwarten schienen, um sich auf Bussy zu stürzen. Quélus, der Aufgebrachteste von Allen gegen jenen Edelmann, mit dem er, ohne das ausdrückliche Verbot des Königs, sich schon geschlagen hätte, fuhr mit der Hand nach dem Griffe seines Degens.

„Sagen Sie dieß für mich und die Meinigen?“ rief Chicot aus, der, an die Stelle des Königs getreten, das antwortete, was Heinrich hätte antworten sollen. Und der Possenreisser nahm, diese Worte sprechend, eine so übertrieben großsprecherische Haltung an, daß die Hälfte des Saales in ein lautes Gelächter ausbrach. Die andere Hälfte lachte nicht; und dieß war ganz einfach: die Hälfte, welche lachte, lachte über die andere Hälfte. Inzwischen hatten drei Freunde von Bussy, in der Vermuthung, daß es vielleicht Streit geben möchte, sich um ihn gereiht. Dieß waren Chartes Balzac d'Entragues, den man gewöhnlicher Antraguet nannte, Livarot und Reiberac.

Diese Einleitungen zu Feindseligkeiten gewahrend, errieth Saint-Luc, daß Bussy im Auftrage von Monsieur gekommen sey, um irgend ein Scandel anzustiften, oder irgend eine Herausforderung anzubringen. Er zitterte stärker, als jemals; denn er fühlte sich zwischen den glühenden Zorn von zwei mächtigen Feinden ge-

klemmt, die sein Haus zum Schlachtfelde wählten. Er eilte zu Quélus, welcher der Aufgebrachteste von Allen schien, und die Hand auf den Degengriff des jungen Mannes legend, sagte er zu ihm: „Um's Himmelswillen, Freund, mäßige Dich, und warten wir!“

„Ei! pardieu! mäßige Dich selbst,“ rief er aus. „Der Faustschlag dieses Tölpels erreicht Dich eben so gut, wie mich: wer etwas gegen Einen von uns sagt, sagt etwas gegen Alle, und wer etwas gegen uns Alle sagt, greift den König an.“

„Quélus, Quélus,“ entgegnete Saint-Luc, „denke an den Herzog von Anjou,“ der hinter Bussy um so mehr auf der Lauer steht, als er abwesend, um so mehr zu fürchten ist, als er unsichtbar ist. Du thust mir den Schimpf nicht an, zu glauben, vermuth' ich, daß ich vor dem Diener mich fürchte, wohl aber vor dem Herrn.“

„Ei, mordieu!“ rief Quélus aus,“ „was hat man zu fürchten, wenn man dem Könige von Frankreich angehört? Wenn wir für ihn uns in Gefahr begeben, wird der König von Frankreich uns beschützen.“

„Dich, ja; aber mich!“ versetzte Saint-Luc kläglich.

„Ah wahrlich!“ sagte Quélus, „warum zum Teufel auch heirathest Du, da Du weißt, wie eifersüchtig der König in seinen Freundschaften ist?“

„Gut!“ dachte sich Saint-Luc, „Jeder denkt an sich. Vergessen wir uns also nicht. Und weil ich wenigstens in den ersten vierzehn Tagen meiner Ehe ruhig leben

will, trachten wir, uns Herrn von Alençon zum Freunde zu machen.“ Und also erwägend verließ er Quélus, und ging auf Bussy zu.

Nach seiner impertinenten Aeußerung hatte Bussy den Kopf wieder erhoben, und seine Blicke durch den ganzen Saal schweifen lassen, die Ohren spitzend, um irgend eine Impertinenz für die von ihm gespendete entgegenzunehmen. Aber alle Stirnen waren abgewendet, Aller Mund stumm geblieben. Die Einen fürchteten sich, in Gegenwart des Königes zu billigen, die Andern in Bussy's Gegenwart zu mißbilligen. Da Letzterer Saint-Luc sich nähern sah, glaubte er endlich gefunden zu haben, was er suchte.

„Mein Herr,“ sagte Bussy, „verdanke ich dem, was ich so eben gesagt habe, die Ehre der Unterredung, welche Sie zu wünschen scheinen?“

„Dem, was Sie so eben gesagt haben?“ fragte Saint-Luc mit seiner freundlichsten Miene. „Was haben Sie denn gesagt? Ich habe nichts gehört; nein, ich hatte Sie gesehen, und wünschte das Vergnügen zu haben, Sie zu begrüßen, und Ihnen, Sie begrüßend, für die Ehre zu danken, die Ihre Gegenwart meinem Hause erweiset.“

Bussy war ein in allen Dingen überlegener Mann; tapfer bis zur Tollheit, aber wissenschaftlich gebildet, geistreich und ein guter Gesellschafter. Er kannte den Muth von Saint-Luc, und sah ein, daß die Pflicht des Herrn vom Hause in diesem Augenblicke bei ihm die

Empfindlichkeit des Raffinirten*) überzog. Jedem Andern hätte er seine Phrase wiederholt, das heißt: seine Herausforderung; aber er begnügte sich, Saint-Luc höflich zu grüßen, und einige artige Worte auf sein Compliment zu erwiedern.

„O! o! sagte Heinrich, als er Saint-Luc bei Bussy sah, „ich glaube, daß er ihn ausgeschimpft hat. Er hat recht gethan; aber ich will nicht, daß man ihn mir tödte. Sehen Sie doch zu, Quélus. Nein, nicht Sie, Quélus, Sie sind ein zu unruhiger Kopf. Sehen doch Sie zu, Maugiron."

Maugiron flog wie ein Pfeil fort; aber Saint-Luc, auf der Lauer, ließ ihn nicht zu Bussy kommen, und brachte, zum Könige zurückkehrend, ihm Maugiron mit.

„Was hast Du zu diesem Laffen Bussy gesagt?" fragte der König.

„Ich, Sire?"

„Ja, Du."

„Ich hab' ihm einen guten Abend gewünscht," erwiederte Saint-Luc.

„Ah! ah! sonst nichts?" fluchte der König.

Saint-Luc bemerkte, daß er eine Dummheit begangen habe. „Ich hab' ihm einen guten Abend gewünscht," entgegnete er, „mit dem Beisatze, daß ich die Ehre haben würde, ihm morgen früh einen guten Morgen zu wünschen."

*) Die Lieblinge Heinrichs III. waren Raffinirte. D. U.

„O! o!“ sagte Heinrich, „ich vermuthete es. Unruhiger Kopf!“

„Mögen Eure Majestät jedoch mein Geheimniß gnädigst verschweigen,“ entgegnete Saint-Luc.

„O! pardieu!“ sagte Heinrich III., „ich spreche nicht davon, um Dich zu geniren. Es ist gewiß, daß, wenn Du ihn mir vom Halse schaffen könntest, ohne daß Du eine Schramme davon trügest...“

Die Lieblinge wechselten unter sich einen raschen Blick, welchen Heinrich III. nicht bemerkt zu haben sich stellte.

„Denn im Grunde,“ fuhr der König fort, „besitzt der Schlingel eine Unverschämtheit...“

„Ja, ja,“ sagte Saint-Luc. „Inzwischen, ist's heut' nicht, ist's morgen, seyen Sie unbesorgt, Sire, er wird seinen Herrn finden.“

„He!“ erwiederte der König, den Kopf von unten nach oben schüttelnd. „Er schlägt sich wacker mit dem Degen. Wenn er sich nur von irgend einem wüthenden Hunde beißen ließe! Dieß würde ihn uns viel bequemer aus dem Wege räumen“ Und er warf einen Seitenblick auf Bussy, der, von seinen Freunden begleitet, auf und abging, alle diejenigen beleidigend und verhöhnend, von denen er wußte, daß sie die größten Feinde des Herzogs von Anjou, und folglich die größten Freunde des Königes waren.

„Morbleu!“ rief Chicot aus, „begegnen Sie doch

meinen Lieblingsedelleuten nicht so grob, Meister Bussy, denn ich schlage mich mit dem Degen, obgleich König, nicht mehr und nicht weniger, als wenn ich ein Possenreisser wäre."

„Ah! der Schlingel!" murmelte Heinrich, „auf mein Wort! er sieht richtig."

„Wenn er solche Späße forttreibt, werde ich Chicot züchtigen, Sire," sagte Maugiron.

„Laß dieß bleiben, Maugiron; Chicot ist Edelmann, und im Punkte der Ehre sehr kitzlich. Uebrigens verdient nicht er die größte Züchtigung, denn nicht er ist der Unverschämteste."

Dießmal konnte man sich nicht mehr irren; Quélus winkte von O und von Epernon.

„Meine Herren," sagte Quélus, indem er sie bei Seite führte, „kommen Sie zur Berathung; Du, Saint-Luc, sprich mit dem Könige, und vollende Deine Aussöhnung, die mir glücklich begonnen scheint."

Saint-Luc war diese letztere Rolle lieber, und er näherte sich dem Könige und Chicot, die miteinander stritten. Indessen führte Quélus seine vier Freunde in eine Fenstervertiefung.

„Wohlan!" fragte von Epernon, „laß hören, was willst Du sagen? Ich war im Begriffe, der Frau des Joyeuse den Hof zu machen, und sag' Dir zum voraus, daß ich Dir nicht verzeihe, wenn Deine Mittheilung nicht höchst interessant ist."

„Ich will Ihnen sagen, meine Herren," antwortete

Quélus, „daß ich unmittelbar nach dem Balle auf die Jagd gehen werde."

„Gut," erwiederte von O, „auf welche Jagd?"

„Auf die Eberjagd."

„Welcher närrischer Einfall spuckt in Deinem Kopfe, daß Du bei dieser Kälte in irgend einem Walde den Bauch willst aufschlitzen lassen?"

„Gleichviel! Ich gehe."

„Allein?"

„Nein, mit Maugiron und Schomberg. Wir jagen für den König."

„Ah! ja, ich verstehe," sagten Schomberg und Maugiron zugleich.

„Der König will, daß man ihm morgen einen Eberkopf auftische."

„Mit einem nach italienischer Mode umgestülpten Kragen," sagte Maugiron, auf den einfachen, niedergebügelten Kragen anspielend, welchen, im Gegensatze mit den Halskrausen der Lieblinge, Bussy trug.

„Ah! ah!" versetzte von Epernon, „gut! dann bin ich dabei."

„Um was handelt sich's denn?" fragte von O; „ich kenne mich in der Sache noch gar nicht aus."

„Nun denn! schau um Dich her, mein Liebling."

„Gut! ich schaue."

„Ist nicht Jemand da, der Dir in's Gesicht gelacht hat."

„Bussy, dünkt mir."

„Wohlan! scheint's Dir nicht, daß er ein Eber ist, dessen Kopf dem Könige angenehm wäre?"

„Du glaubst, daß der König..." sagte von O.

„Er verlangt's," antwortete Quélus.

„Nun denn! es sey. Auf die Jagd; aber wie werden wir jagen?"

„Auf dem Anstande, es ist sicherer.

Bussy bemerkte die Berathschlagung, und nicht zweifelnd, daß von ihm die Rede sey, näherte er sich hohnlächelnd mit seinen Freunden.

„Sieh doch, Antraguet, sieh doch, Ribeirac," sagte er, „wie sie da gruppirt sind; es ist rührend; man sollte sie für Euryale und Nisus halten, für Damon und Pythias, für Castor und... Aber wo ist denn Pollux?"

„Pollux heirathet," entgegnete Antraguet, „so daß Castor vereinzelnt dasteht."

„Was können sie da thun?" fragte Bussy, sie trotzig anblickend.

„Wetten wir," sagte Ribeirac, „daß sie irgend einen neuen Quark brüten."

„Nein, meine Herren," versetzte Quélus lächelnd, „wir reden von der Jagd."

„Wahrhaftig, Herr Cupido," sagte Bussy, „es ist sehr kalt zum Jagen. Ihre Haut wird dadurch Schrunden bekommen."

„Mein Herr," antwortete Maugiron mit der nämlichen Artigkeit, „wir haben sehr warme Handschuhe und gefütterte Wämser."

„Ah! dieß beruhiget mich,“ sagte Bussy; „werden Sie bald jagen?“

„Vielleicht noch heute Nacht,“ erwiederte Schomberg.

„Es gibt kein Vielleicht. Heute Nacht gewiß,“ fügte Maugiron bei.

„Ich will den König davon in Kenntniß setzen,“ äußerte Bussy; „was würden Seine Majestät sagen, wenn sie morgen, bei ihrem Erwachen, ihre Freunde mit Schnupfen behaftet fänden?“

„Geben Sie sich keine Mühe, den König davon in Kenntniß zu setzen, mein Herr,“ erwiederte Quélus; „Seine Majestät wissen, daß wir jagen.“

„Die Lerche?“ sagte Bussy mit der impertinentesten fragenden Miene.

„Nein, mein Herr,“ erwiederte Quélus, „wir jagen den Eber. Wir müssen durchaus einen Eberkopf haben.“

„Und das Thier?... fragte Antraguet.

„Ist umgangen,“ antwortete Schomberg.

„Man muß aber auch wissen, wohin es gehen wird,“ fragte Livarot.

„Wir werden trachten, uns Aufschluß zu verschaffen,“ entgegnete von O. „Werden Sie mit uns jagen, Herr von Bussy?“

„Nein,“ antwortete dieser, das Gespräch im nämlichen Tone fortführend. „Nein, wahrhaftig, ich bin verhindert. Morgen muß ich bei Herrn von Alençon wegen der Einführung des Herrn von Monsoreau seyn,

welchem, wie Sie wissen, Monseigneur die Oberjägermeisterstelle verliehen hat."

„Aber heute Nacht?" fragte Quélus.

„Ah! heute Nacht kann ich auch nicht; ich habe ein Rendez-vous in einem geheimnißvollen Hause der Vorstadt Saint-Antoine."

„Ah! ah!" sagte von Epernon, „sollte die Königin Margot incognito in Paris seyn, Herr von Bussy; denn wir haben vernommen, daß Sie von la Mole geerbt haben?"

„Ja, aber seitdem hab' ich auf die Erbschaft verzichtet, und es ist von einer andern Person die Rede."

„Und diese Person erwartet Sie in der Vorstadt-Saint-Antoine?" fragte von O.

„Ja, so ist's; ich möchte Sie sogar um Rath fragen, Herr von Quélus."

„Sprechen Sie. Obwohl ich kein Advokat bin, bild' ich mir doch etwas darauf ein, keinen schlechten zu geben, vorzüglich meinen Freunden."

„Man hält die Straßen von Paris nicht für sehr sicher; die Vorstadt Saint-Antoine ist ein sehr isolirtes Quartier. Welchen Weg rathen Sie mir zu nehmen?"

„Ei!" antwortete Quélus, „da der Schiffmann des Louvre ohne Zweifel die Nacht hindurch auf uns warten wird, so würde ich an Ihrer Stelle, mein Herr, die kleine Fähre von Préaux-Clercs nehmen, am Eckthurme aussteigen, den Quai entlang bis zum Grand-Châtelet gehen, und durch die Straße de la Tixeranderie

die Vorstadt Saint-Antoine erreichen. Wenn Sie einmal am Ende der Straße Saint-Antoine, ohne Unfall am Hôtel des Tournelles vorübergehen, ist es wahrscheinlich, daß Sie in dem geheimnißvollen Hause, von dem Sie so eben mit uns gesprochen haben, gesund und wohlbehalten ankommen werden."

„Ich danke für den Wegweiser, Herr von Quélus," sagte Bussy. — „Sie bezeichnen die Fähre von Préaux-Clercs, den Eckthurm, den Quai bis zum Grand-Châtelet, die Straße de la Tixéranderie, und die Straße Saint-Antoine. — Man wird um keine Linie davon abweichen, seyen Sie unbesorgt."

Und die fünf Freunde grüßend, ging er fort, indem er zu Balzac d'Entragues sagte: „Gewiß, Antraguet, es ist mit diesen Leuten da nichts zu machen; gehen wir fort."

Livarot und Ribeirac fingen zu lachen an, indem sie Bussy und d'Entragues folgten, aber im Fortgehen sich mehrmals umkehrend. Die Lieblinge blieben ruhig; sie schienen entschlossen, nichts zu verstehen.

Als Bussy zuletzt den Salon verlassen wollte, worin sich Frau von Saint-Luc befand, die ihren Gatten nicht aus den Augen ließ, winkte ihr Saint-Luc, mit dem Blicke auf den Günstling des Herzogs von Anjou weisend, der sich entfernte. Johanna verstand ihn mit jenem Scharfsinne, der das Vorrecht der Frauen ist, und versperrte, dem Edelmanne nacheilend, ihm dem Weg.

„O! Herr von Bussy," sagte sie, „man spricht al-

gemein nur von einem Sonette, das Sie gemacht haben, wie man versichert."

„Gegen den König, Madame?" fragte Bussy.

„Nein; aber zu Ehren der Königin. O! sagen Sie es mir!"

„Gerne, Madame," erwiederte Bussy, der Frau von Saint-Luc seinen Arm bietend; er entfernte sich, indem er ihr das Sonnet hersagte.

Inzwischen kehrte Saint-Luc ganz sachte an die Seite der Lieblinge zurück, und hörte Quélus sagen: „Mit solchen Brüchen *) wird es nicht schwer seyn, dem Wilde zu folgen; demnach also an der Ecke des Hôtels des Tournelles, bei dem Thore Saint-Antoine, dem Hôtel Saint-Paul gegenüber."

„Jeder mit einem Lakeien?" fragte von Epernon.

„Nein, Nogaret, nein," antwortete Quèlus, „bleiben wir allein, behalten wir unser Geheimniß für uns; machen wir unser Geschäft allein ab. Ich hasse ihn; aber ich würde mich schämen, wenn der Stock eines Lakeien ihn berührte; er ist ein zu guter Edelmann."

„Werden wir alle Sechs mit einander fortgehen? fragte Maugiron.

„Alle Fünf und nicht alle Sechs," erwiederte Saint-Luc.

„Ah! richtig wir hatten vergessen, daß Du eine Frau genommen. Wir hielten Dich noch für einen Junggesellen," sagte Schomberg.

*) Eingeknickte oder abgebrochene Zweige zur Bezeichnung der Wildbahn. D. Ueb.

„In der That," äußerte von O, „es ist wohl das Mindeste, daß der arme Saint-Luc in der ersten Hochzeitnacht bei seiner Frau bleibt."

„Sie haben es nicht getroffen, meine Herrn," sagte Saint-Luc; „nicht meine Frau hält mich zurück, obgleich Sie zugestehen werden, daß sich's ihretwegen wohl der Mühe lohnte, sondern der König."

„Wie? der König?"

„Ja, Seine Majestät wollen, daß ich sie in das Louvre zurückbegleite."

Die jungen Leute schauten ihn mit einem Lächeln an, das Saint-Luc vergebens zu deuten suchte.

„Was willst Du?" sagte Quélus; „der König fühlt eine so wundersame Freundschaft zu Dir, daß er ohne Dich nicht seyn kann; übrigens haben wir Saint-Luc nicht nöthig," äußerte Schomberg. „Lassen wir ihn also seinem Könige und seiner Dame."

„He! das Thier ist plump," sagte von Epernon.

„Bah!" erwiederte Quélus," man stelle mich ihm gegenüber; man gebe mir einen Sauspieß, und ich nehm's mit ihm auf."

Man hörte Heinrich's Stimme, welcher Saint-Luc rief.

„Meine Herren," sagte dieser, „Sie hören es, der König ruft mir; gute Jagd; auf Wiedersehen."

Und er verließ sie alsogleich. Doch anstatt zum Könige zu gehen, schlüpfte er die noch mit Zuschauern und Tänzern besetzten Wände entlang, und erreichte die

Thüre, welche Bussy bereits berührte, von der schönen Neuvermählten zurückgehalten, die ihr Möglichstes that, um ihn nicht fortgehen zu lassen.

„Ah! guten Abend, Herr von Saint-Luc," sagte der junge Mann. Aber wie verwirrt Sie aussehen! Sollten Sie zufällig zur großen Jagd gehören, die sich vorbereitet? Dieß wäre ein Beweis Ihres Muthes, aber keiner Ihrer Galanterie."

„Nein, mein Herr," antwortete Saint-Luc; „ich sah verwirrt aus, weil ich Sie suchte."

„Ah! wahrhaftig."

. . . „Und weil ich fürchtete, Sie möchten fortgegangen seyn. Liebe Johanna," fügte er bei, „sagen Sie Ihrem Vater, daß er den König aufzuhalten suche; ich muß Herrn von Bussy einige Worte unter vier Augen sagen."

Johanna entfernte sich rasch; sie verstand nichts von allen diesen Nothwendigkeiten; aber sie gehorchte ihnen weil sie dieselben für wichtig hielt.

„Was wollen Sie mir sagen, Herr von Saint-Luc?" fragte Bussy.

„Ich wollte Ihnen sagen, Herr von Bussy," antortete Saint-Luc, „daß, wenn Sie heute Abend irgend ein Rendez-vous hätten, Sie wohl thun würden, es auf morgen zu verschieben, weil die Straßen von Paris schlecht sind, und weil, wenn dieses Rendez-vous Sie zufällig in die Gegend der Bastille führen sollte, Sie wohl thun würden, das Hôtel des Tournelles zu ver-

meiden, wo es eine Vertiefung giebt, worin mehrere Menschen sich verstecken können. Dieß ist's was ich Ihnen zu sagen hatte, Herr von Bussy. Gott bewahre mich, zu denken, daß ein Mann, wie Sie, Furcht haben könne. Denken Sie jedoch nach."

In diesem Momente vernahm man Chicot's Stimme, welcher rief: „Saint=Luc, mein kleiner Saint=Luc! Ei doch, verbirg Dich nicht, wie Du es thust. Du siehst wohl, ich warte, um in das Louvre zurückzukehren."

„Sire, da bin ich," antwortete Saint=Luc, in der Richtung von Chicot's Stimme forteilend. Neben dem Narren stand Heinrich III., dem bereits ein Page den schweren, mit Hermelin gefütterten Mantel reichte, während ein Zweiter ihm große, bis zu den Elbogen aufsteigende Handschuhe, und ein Dritter die mit Atlaß ausgeschlagene Sammetmaske übergab.

„Sire," sagte Saint-Luc, an beide Heinriche zugleich sich wendend, „ich werde die Ehre haben, die Fackel bis an Ihre Sänften zu tragen."

„Durchaus nicht," erwiederte Heinrich, „Chicot geht seines Weges, und ich des meinigen. Alle meine Freunde sind Taugenichtse, die mich allein in das Louvre zurückkehren lassen, während sie die drei Faßnachtstage durchschwärmen. Ich hatte auf sie gerechnet, und jetzt fehlen sie mir; nun aber siehst Du ein, daß Du mich nicht so allein kannst fortgehen lassen. Du bist ein gesetzter und verheiratheter Mann; Du mußt mich zur Königin heimführen. Komm, mein Freund komm. Holla! ein Pferd für Herrn

von Saint-Luc. Nein, es ist überflüßig," fügte er bei, sich eines Bessern besinnend, „meine Sänfte ist breit; es gibt für Zwei darin Platz."

Johanna von Brissac hatte von dieser Unterredung kein Wort verloren; sie wollte sprechen, ein Wort zu ihrem Gatten sagen, ihren Vater in Kenntniß setzen, daß der König Saint-Luc mit sich fortnehme, aber Saint-Luc, den Finger auf seinen Mund legend, lud zum Schweigen und zur Behutsamkeit ein.

„Zum Henker!" sagte er ganz leise, — „nun, da ich es mit Franz von Anjou nicht verdorben habe, wollen wir uns mit Heinrich von Valois nicht entzweien. „Sire," fügte er ganz laut hinzu, „da bin ich. — Ich bin Eurer Majestät so ergeben, daß, wenn Sie beföhlen, ich Ihnen bis an das Ende der Welt folgen würde."

Es entstand ein großer Tumult, dann große Kniebeugung; dann eine große Stille, um die Worte des Abschiedes des Königes vom Fräulein von Brissac und ihrem Vater zu hören. Sie waren charmant. Dann scharrten im Hofe die Pferde mit den Füssen, die schönen Fackeln warfen ihren rothen Wiederschein auf die Fenster. Endlich, halb lachend, halb vor Kälte zitternd und bebend, liefen in Nacht und Nebel alle Höflinge des Königthumes, und alle Hochzeitgäste davon.

Johanna, mit ihren Zofen allein geblieben, ging in ihr Zimmer, und kniete vor dem Bildnisse einer Heiligen hin, zu der sie viel Andacht fühlte. Dann befahl sie, daß man sie allein lasse, und bis zur Rükkehr ihres

Gatten einen Imbiß bereit halte. Herr von Brissac that noch mehr; er schickte sechs Gardisten fort, um am Thore des Louvre auf den Neuvermählten zu warten, dem sie auf dem Heimwege zur Bedeckung dienen sollten. Aber nach zweistündigen Warten sendeten die Gardisten einen von ihren Gefährten, um den Marschall in Kenntniß zu setzen, daß alle Thore des Louvre geschlossen seyen, und daß vor dem Schluße des letzten der Capitain des Einlaßpförtchens geantwortet habe: „Wartet nicht länger, es ist überflüßig; Niemand wird heute Nacht das Louvre verlassen. Seine Majestät haben sich zur Ruhe begeben, und Jedermann schläft."

Der Marschall hatte diese Nachricht seiner Tochter hinterbracht, und diese erklärt, daß sie zu besorgt sey, um in das Bett zu gehen, und ihren Gatten erwartend wachen wolle.

Zweites Kapitel.

Wie nicht immer derjenige, der die Thüre öffnet, in das Haus hineingeht.

Das Thor Saint-Antoine war eine Art von Steingewölbe, ungefähr so, wie heut zu Tage unser Thor Saint-Denis und unser Thor Saint-Martin. Nur schloß es sich links den anstossenden Gebäuden an, der Bastille, und vereinigte sich so mit der alten Festung. Der rechts zwischen dem Thore und dem Hôtel Bre-

tagne gelegene Raum, war groß, düster und kothig; aber dieser Raum bei Tage wenig besucht, und völlig einsam, wenn der Abend kam; denn die nächtlichen Vorübergehenden schienen sich ganz nahe bei der Festung einen Weg gemacht zu haben, um sich zu jener Zeit, wo die Strassen Mördergruben waren, und die Scharwache beinahe unbekannt, einigermassen unter den Schutz der Schildwache des Schloßthurmes zu stellen, die ihnen zwar nicht beistehen, aber wenigstens durch ihr Schreien Hilfe herbeirufen, und die Missethäter erschrecken konnte.

Es bedarf keiner Erwähnung, daß die Winternächte die Vorübergehenden noch vorsichtiger machten, als die Sommernächte. Jene, in welcher die von uns bereits erzählten, und die folgenden Ereignisse geschahen, war so kalt, so finster, und so voll von düsteren und niedrigen Wolken, daß Niemand hinter den Schießscharten der königlichen Festung jene überglückliche Schildwache gewahrt hätte, die ihrerseits sehr verhindert gewesen wäre, die auf dem Platze vorübergehenden Leute zu erkennen.

Vorwärts vom Thore Saint-Antoine, gegen das Innere der Stadt zu, stand kein Haus, sondern man sah nur große Mauern. Diese Mauern waren, rechts, jene der Kirche Saint-Paul, und links, jene des Hôtels des Tournelles. Am äußersten Ende dieses Hôtels, der Straße Sainte-Catharine zu, bildete die Straße jenen einwärts gehenden Winkel, dessen Saint-Luc gegen Bussy erwähnt hatte. Dann kam das Ge-

mengsel von zwischen der Straße Jouy und der großen Straße Saint-Antoine liegenden Häusern, welche zu jener Zeit die Straße des Billettes und die Kirche Sainte-Catherine gegenüber hatte.

Uebrigens erleuchtete keine Laterne den ganzen Theil des alten Paris, den wir so eben beschrieben haben. In den Nächten, in welchen der Mond es übernahm, die Erde zu erleuchten, sah man, düster, majestätisch und regungslos, die riesige Bastille emporragen, welche von dem gestirnten Azur des Himmels sich mächtig abhob. In den düsteren Nächten dagegen, sah man da, wo sie stand, nur eine Verdoppelung der Finsterniß, durch welche stellenweise das bleiche Licht einiger Fenster brach.

Während dieser Nacht, die mit einem ziemlich starken Froste begonnen hatte, und mit einem ziemlich reichlichen Schnee enden sollte, machte kein Vorübergehender unter seinen Schritten den geschrundeten Boden jener Art von Chaussee knarren, die von der Straße in die Vorstadt ausmündete, und, wie wir gesagt haben, von dem vorsichtigen Umwege verspäteter Spaziergänger war angelegt worden. Dagegen aber hätte ein geübtes Auge in jenem Mauerwinkel des Tournelles mehrere schwarze Schatten bemerken können, die sich hinreichend bewegten, um zu beweisen, daß sie jenen armen Teufeln von Sterblichen angehörten, welche sehr in Verlegenheit waren, ihre natürliche Wärme zu behalten, die ihnen von Minute zu Minute jene Unbeweglichkeit entzog, zu der

sie sich, in der Erwartung irgend eines Ereignisses, freiwillig schienen verurtheilt zu haben. Jene Thurmschildwache, die wegen der Dunkelheit nicht auf den Platz sehen konnte, hätte eben so wenig hören können, so leise wurde die Unterredung dieser schwarzen Schatten gepflogen. Dennoch gebrach es dieser Unterredung nicht an einem gewissen Interesse.

„Dieser wüthende Bussy hatte wohl Recht," sagte einer von jenen Schatten; „es ist gerade eine solche Nacht, wie wir sie in Warschau fanden, als der König Heinrich, König von Polen war; und wenn es so fortgeht, wie er es uns vorausgesagt, wird unsere Haut zerspringen."

„Geh doch, Maugiron, Du jammerst wie ein Weib," antwortete ein anderer Schatten. „Es ist nicht warm, dieß ist wahr; aber zieh Deinen Mantel über Deine Augen, und stecke die Hände in Deine Taschen, so wirst Du keine Kälte mehr empfinden."

„Wahrhaftig, Schomberg," sagte ein dritter Schatten, „Du sprichst nach Deinem Behagen davon, und man sieht wohl, daß Du ein Deutscher bist. Meine Lippen aber bluten, und mein Knebelbart starret von Eiszapfen."

„Die Hände erst!" äußerte eine vierte Stimme. „Auf mein Wort, ich möchte wetten, daß ich keine mehr habe."

„Warum hast Du nicht den Muff Deiner Mama genommen, armer Quélus?" antwortete Schomberg.

„Sie hätte ihn Dir geliehen, diese liebe Frau; vorzüglich wenn Du ihr würdest erzählt haben, daß es geschehe, um ihren lieben Bussy ihr vom Halse zu schaffen, den sie ungefähr wie die Pest liebt."

„Ei, mein Gott! haben Sie doch Geduld," sagte eine fünfte Stimme. „Sie werden sich, dessen bin ich gewiß, gar bald beklagen, daß es Ihnen zu heiß ist."

„Gott erhöre Dich, von Epernon," sagte Maugiron trippelnd.

„Nicht i ch habe gesprochen," erwiederte von Epernon, „sondern von O. Aber ich schweige aus Besorgniß, daß meine Worte gefrieren."

„Was sagtest Du?" fragte Quélus, Maugiron.

„Von O sagte," versetzte Maugiron, „daß uns gar bald sehr heiß werden würde, und ich antwortete ihm: Gott erhöre Dich!"

„Wohlan! ich glaube, daß er Dich erhört; denn ich sehe da unten etwas, das durch die Straße Saint-Paul kommt."

„Fehlgeschossen. Dieß kann nicht e r seyn."

„Und warum?"

„Weil er einen andern Weg angegeben hat."

„Als wär's etwas Erstaunliches, nicht wahr, daß er Argwohn gefaßt, und einen andern Weg eingeschlagen hätte!"

„Sie kennen Bussy nicht; wohin er zu gehen gesagt hat, wird er gehen, selbst wenn er wüßte, daß der Teu-

fel auf der Straße seiner harre, um ihm den Durchgang zu versperren."

„Da kommen jedoch zwei Männer," erwiederte Quélus.

„Meiner Treue, ja," wiederholten einige Stimmen, die Wahrheit der Aeußerung erkennend.

„In diesem Falle greifen wir an," sagte Schomberg.

„Einen Augenblick!" entgegnete von Epernon; „tödten wir nicht gute Bürger oder ehrbare Hebammen; da! sie bleiben stehen."

In der That waren, am äussersten Ende der Straße Saint-Paul, wo sie in die Straße Saint-Antoine ausmündet, die zwei Personen, welche die Aufmerksamkeit unserer fünf Gefährten fesselten, wie unschlüssig stehen geblieben.

„O! o!" sagte Quélus, „sollten sie uns gesehen haben?"

„Gehen Sie doch! wir sehen uns selbst kaum."

„Du hast Recht," erwiederte Quélus. „Seht! sie wenden sich links! Sie halten vor einem Hause; sie suchen."

„Meiner Treue, ja."

„Man sollte meinen, daß sie hineingehen wollen," sagte Schomberg.

„Ei, einen Augenblick. Sollte er uns entschlüpfen?"

„Aber dieß ist ja nicht er, weil er in die Vorstadt Saint-Antoine gehen muß, und jene, nachdem sie durch die Straße Saint-Paul gekommen, die Straße hinab gegangen sind," antwortete Maugiron.

„Ei," sagte Schomberg, „wer steht Euch gut dafür, daß der schlaue Fuchs Euch nicht eine falsche Angabe gemacht hat, sey's zufällig oder nachlässig, sey's aus Arglist oder Ueberlegung?"

„Eigentlich könnte es so seyn," bemerkte Quélus.

Diese Vermuthung machte den ganzen Trupp der Edelleute aufspringen, wie eine ausgehungerte Meute. Sie verließen ihr Versteck, und stürzten mit geschwungenen Degen auf die beiden, vor der Thüre stehen gebliebenen Männer los. Eben hatte einer dieser beiden Männer einen Schlüssel in das Schloß gesteckt; die Thüre hatte nachgegeben, und begann, sich zu öffnen, als bei dem Lärme der Angreifer die beiden geheimnißvollen Spaziergänger den Kopf erhoben.

„Was ist dieß?" fragte, sich umwendend, der Kleinere von Beiden seinen Gefährten. „Sollte man zufällig uns zu Leibe gehen wollen, von Aurilly?"

„Ah! Monseigneur," antwortete jener, der die Thüre aufgemacht hatte. „Es sieht mir wohl darnach aus. Werden Sie sich nennen, oder Ihr Incognito bewahren?"

„Bewaffnete Männer! Ein Hinterhalt!"

„Einige Eifersüchtige, die uns belauern. Gerechter Gott! ich hatte es wohl gesagt, Monseigneur, daß die Dame zu schön wäre, als daß ihr nicht der Hof gemacht würde."

„Treten wir schnell ein, von Aurilly. Man hält eine Belagerung besser diesseits als jenseits der Thore aus."

„Ja, Monseigneur, wenn nicht Feinde innerhalb des Platzes sind. Aber wer sagt Ihnen...?“

Er fand nicht Zeit auszureden. Die jungen Edelleute hatten den Zwischenraum von etwa hundert Schritten blitzschnell durcheilt. Quélus und Maugiron, welche die Mauer entlang gezogen waren, warfen sich zwischen die Thüre und jene, die hineingehen wollten, um ihnen den Rückzug abzuschneiden, während Schomberg, von O und von Epernon sich anschickten, sie von vorne anzugreifen.“

„Auf den Tod! Auf den Tod!“ rief Quélus, immer der Glühendste von den Fünfen.

Plötzlich wendete sich jener, den man Monseigneur genannt, und sein Gefährte gefragt hatte, ob er das Incognito bewahren würde, gegen Quélus, that einen Schritt, und sagte, die Arme hochmüthig kreuzend, mit düsterer Stimme und einem unheilverkündeten Blicke: „Ich glaube, daß Sie gesagt haben: Auf den Tod! indem Sie von einem Abkömmlinge Frankreichs sprachen, Herr von Quélus.“

Quélus fuhr zurück, mit verstörten Augen, wankenden Knieen, erschlafften Händen. „Monseigneur, der Herzog von Anjou!“ rief er aus.

„Monseigneur, der Herzog von Anjou!“ wiederholten die Andern.

„Wohlan!“ versetzte Franz mit einer schrecklichen Miene, „schreien wir noch: Auf den Tod! meine Edelleute?“

„Monseigneur,“ stammelte von Epernon, „es war ein Scherz, verzeihen Sie uns.“

„Monseigneur,“ sagte von O seinerseits, „wir vermutheten nicht, daß wir Eure Hoheit am Ende von Paris, und in einem so abgelegenen Quartier treffen könnten.“

„Ein Scherz,“ entgegnete Franz, ohne von O auch nur der Ehre einer Antwort zu würdigen. „Sie haben eine sonderbare Art zu scherzen, Herr von Epernon. Lassen Sie hören: da es nicht mir gegolten, wer ist derjenige, den Ihr Scherz bedrohte?“

„Monseigneur,“ versetzte Schomberg ehrerbietig, „wir haben Saint-Luc das Hôtel Montmorency verlassen, und hierher kommen gesehen. Dieß hat uns sonderbar geschienen, so zwar, daß wir wissen wollten, zu welchem Zwecke ein Ehemann seine Frau in seiner ersten Hochzeitnacht verließe.“

Die Entschuldigung war annehmbar, denn aller Wahrscheinlichkeit nach erfuhr der Herzog von Anjou am andern Tage, daß Saint-Luc nicht im Hôtel Montmorency geschlafen hatte, und diese Neuigkeit traf mit dem zusammen, was Schomberg gesagt.

„Herr von Saint-Luc? Sie haben mich für Herrn von Saint-Luc gehalten, meine Herren?“

„Ja, Monseigneur,“ antworteten die fünf Gefährten zugleich.

„Und seit wann kann man an uns Beiden sich so versehen?“ sagte der Herzog von Anjou; „Herr von Saint-Luc ist um einen Kopf größer, als ich.“

„Das ist wahr, Monseigneur," entgegnete Quélus; „aber er hat gerade den Wuchs des Herrn von Aurilly, der die Ehre hat, Sie zu begleiten."

„Zudem ist die Nacht sehr finster, Monseigneur," bemerkte Maugiron.

„Ferner, da wir einen Mann einen Schlüssel in ein Schloß stecken sahen, haben wir ihn für die Hauptperson unter Ihnen gehalten," murmelte von O.

„Endlich," sagte Quélus, „können Monseigneur nicht vermuthen, daß wir hinsichtlich Ihrer auch nur den Schatten eines bösen Gedankens hegten, nicht einmal jenen, Ihre Vergnügungen zu stören."

Also sprechend, und immer die mehr oder minder logischen Antworten anhörend, welche das Erstaunen und die Furcht ihnen gestattete, ihm zu geben, hatte Franz, durch ein geschicktes strategisches Manoeuvre die Thürschwelle verlassen, und befand sich, schrittweise von Aurilly gefolgt, seinem Lautenspieler, dem gewöhnlichen Gefährten bei seinen nächtlichen Ausflügen, schon weit genug von dieser Thüre entfernt, daß sie, mit den andern vermengt, nicht wieder konnte erkannt werden.

„Meine Vergnügungen," sagte er bitter, „was kann Sie glauben machen, daß ich hier meine Vergnügungen suche?"

„Ah! Monseigneur, jedenfalls, und aus was immer für einem Grunde Sie hierher gekommen seyn mögen," versetzte Quélus, „verzeihen Sie uns; wir entfernen uns."

„Sehr wohl! Adieu, meine Herren!"

„Monseigneur," fügte von Epernon bei, „daß unsere Eurer Hoheit wohlbekannte Discretion — "

Der Herzog von Anjou, welcher bereits einen Schritt fortgegangen war, blieb stehen, und fragte, die Stirne runzelnd: „Discretion, Herr von Nogaret; und wer verlangt sie denn von Ihnen, ich bitte Sie?"

„Monseigneur, wir hatten geglaubt, daß Eure Hoheit, allein zu dieser Stunde, und von Ihrem Vertrauten gefolgt . . ."

„Sie täuschten sich. Hören Sie, was man glauben muß, und ich geglaubt wissen will."

Die fünf Edelleute horchten in der tiefsten und ehrerbietigsten Stille.

„Ich wollte," fuhr der Herzog von Anjou mit langsamer Stimme fort, und wie um jedes Wort dem Gedächtnisse seiner Zuhörer einzuprägen, „ich wollte den Juden Manassès consultiren, der aus dem Glase und dem Caféſatze zu weissagen versteht. Er wohnt, wie Sie wissen, in der Straße de la Tournelle. Zufällig hat Aurilly Sie bemerkt, und für einige Bogenschützen gehalten, welche die Runde machten. Daher," fügte er mit einer diejenigen erschreckende Lustigkeit bei, welche den Charakter des Prinzen kannten, „streiften wir als wahrhaftige Hexenmeister-Rathfrager, die wir sind, an den Mauern hin, und wischten den Thüren zu, um uns, wenn es möglich wäre, Ihren schrecklichen Blicken zu entziehen." Immer so sprechend, hatte der Prinz un-

merkbar die Straße Saint-Paul erreicht, und befand sich auf Stimmweite bei der Bastille, um von den Schildwachen im Falle eines Angriffes gehört zu werden, hinsichtlich dessen ihn, den heimlichen und eingewurzelten Haß kennend, den sein Bruder wider ihn hegte, die Entschuldigungen und Ehrfurchtbezeigungen der Lieblinge Heinrich's **III.** nur wenig beruhigten.

„Und nun, da Sie erfahren haben, was Sie glauben müssen, und vorzüglich was Sie sagen sollen," fuhr der Prinz fort, „adieu, meine Herren, adieu!"

Alle verbeugten sich, und nahmen Abschied von dem Prinzen, der sich öfter umkehrte, um ihnen nachzuschauen, indem er immer einige Schritte nach der entgegengesetzten Richtung ging.

„Monseigneur," sagte von Aurilly, „ich schwöre Ihnen, daß die Leute, mit denen wir zu thun gehabt, schlimme Absichten hegten. Es ist bald Mitternacht; wir sind, wie sie sagten, in einem abgelegenen Quartiere; kehren wir eilig in das Hôtel zurück, Monseigneur, kehren wir zurück."

„Nein," erwiederte der Prinz, ihn aufhaltend; „benützen wir vielmehr ihr Fortgehen."

„Eure Hoheit täuschen sich," sagte von Aurilly. „Sie sind keineswegs fortgegangen; sie sind wieder, wie Monseigneur es selbst sehen können, in das Versteck zurückgekehrt, worin sie verborgen waren; sehen Sie sie, Monseigneur, da unten in dem Schlupfwinkel an der Ecke des Hôtels des Tournelles?"

Franz schaute hin. Von Aurilly hatte nur die genaueste Wahrheit gesprochen. Die fünf Edelleute hatten wirklich ihre Stellung wieder eingenommen, und es war offenbar, daß sie über ein durch die Ankunft des Prinzen unterbrochenes Projekt nachsannen; vielleicht befanden sie sich an diesem Orte nur, um den Prinzen und dessen Gefährten zu belauern, ob sie wirklich zu dem Juden Manassès gehen würden.

„Wohlan! Monseigneur," fragte von Aurilly, „was beschließen wir? Ich werde thun, was Eure Hoheit, befehlen, aber ich glaube nicht, daß es vorsichtig sey zu verweilen."

„Mordieu!" entgegnete der Prinz, „es ist doch ärgerlich, die Partie aufzugeben."

„Ja, ich weiß es wohl, Monseigneur; aber die Partie läßt sich aufschieben. Ich habe schon die Ehre gehabt, Eurer Hoheit zu sagen, daß ich mich erkundiget hatte. Das Haus ist auf ein Jahr vermiethet. Wir wissen, daß die Dame im ersten Stocke wohnt; wir haben Einverständnisse mit ihrer Kammerfrau, einen Schlüssel, der ihre Thüre öffnet. Im Besitze aller dieser Vortheile können wir warten."

„Bist Du gewiß, daß die Thüre aufging?"

„Ich bin dessen gewiß! bei dem dritten Schlüssel, den ich probirte."

„Apropos, hast Du sie wieder verschlossen?"

„Die Thüre?"

„Ja.“

„Ohne Zweifel, Monseigneur.“

Trotz allem Wahrheitstone, womit von Aurilly diese Bestätigung ausgesprochen, müssen wir sagen, daß er minder gewiß wußte, die Thüre wieder verschlossen, als sie geöffnet zu haben. Inzwischen ließ sein Aplomb den Prinzen eben so wenig an seiner zweiten Zuversicht zweifeln, wie an seiner ersten.

„Aber,“ sagte der Prinz, „es wäre mir nicht unangenehm gewesen, selbst zu erfahren —“

„Was sie da machen, Monseigneur? Ich kann's Ihnen sagen, ohne Furcht, mich zu täuschen; sie sind zu irgend einem vorsätzlichen Auflauern beisammen. Gehen wir. Eure Hoheit haben Feinde; wer weiß, was man gegen Sie zu versuchen wagen könnte?“

„Gut denn! gehen wir, ich bin damit verstanden, aber um wieder zu kommen.“

„Heute Nacht nicht, Monseigneur. Mögen Eure Hoheit meine Besorgnisse würdigen: ich sehe überall Hinterhalte, und gewiß ist es mir erlaubt, solche Schrecken zu haben, wenn ich den ersten Prinzen von Geblüt, den Erben der Krone begleite, den nicht sterben zu sehen, so viele Leute ein Interesse haben.“

Diese letztern Worte machten einen solchen Eindruck auf Franz, daß er sich alsogleich zum Rückzuge entschloß; jedenfalls that er dieß nicht, ohne die Ungunst dieses Rencontre zu verfluchen, und sich innerlich zu geloben, den fünf Edelleuten seiner Zeit und gehörigen

Ortes die ihm dadurch zugefügte Unannehmlichkeit zu vergelten. „Es sey!“ sagte er; kehren wir in das Hôtel zurück; wir werden Bussy von jener verwünschten Hochzeit heimgekommen finden; er wird irgend einen hübschen Streit aufgegriffen, und irgend einen von jenen Faulbettlieblingen getödtet haben, oder morgen früh tödten, was mich sehr trösten wird.“

„Es mag seyn, Monseigneur,“ versetzte von Aurilly; „hoffen wir auf Bussy. Ich wünschte mir nichts Besseres, und setze in dieser Beziehung, wie Eure Hoheit, das größte Vertrauen auf ihn.“

Und sie gingen fort. Sie waren noch nicht um die Ecke der Straße Jouy gekommen, als unsere fünf Gefährten auf der Höhe der Straße Tison einen in einen großen Mantel gehüllten Reiter erscheinen sahen. Der trockene und harte Schritt des Pferdes wiederhallte auf dem fast versteinerten Boden, und mit dieser dichten Nacht kämpfend, versilberte ein schwacher Strahl des Mondes, der die letzte Anstrengung versuchte, durch den wolkigen Himmel und durch diese schneeschwere Atmosphäre zu brechen, die weiße Feder seines Faltenhutes. Vorsichtig hielt er das Pferd im Zaume, welches er lenkte, und der ihm auferlegte Zwang, im Schritte zu gehen, ungeachtet der Kälte schäumen machte.

„Dießmal,“ sagte Quélus, ist er's“

„Unmöglich!“ erwiederte Maugiron.

„Warum?“

„Weil er allein ist, und, als wir von ihm schieden,

Livarot, von Entragues und Ribeirac bei ihm waren, die ihn gewiß nicht so allein sich wagen werden gelassen haben."

„Er ist's doch, er ist's," sagte von Epernon. „Sieh! Erkennst Du sein sonores Hm! und seine unverschämte Art, den Kopf zu tragen? Er ist ganz allein."

„Dann ist's eine Falle," äußerste von O.

„Jedenfalls, Falle oder nicht," erwiederte Schomberg, „ist's er; und da er es ist: Zu den Degen, zu den Degen!"

Wirklich war's Bussy, der sorglos durch die Straße Saint-Antoine kam, und pünktlich den ihn von Quélus bezeichneten Weg einhielt; er hatte wie wir gesehen, von Saint-Luc die Warnung erhalten, und ungeachtet des sehr natürlichen Schauders, den er bei diesen Worten empfunden, ungeachtet der dringenden Bitten seiner drei Freunde diese am Thore des Hôtels Montmorency entlassen.

Dieß war ein Trotzbieten, dergleichen der tapfere Oberst liebte, der von sich selbst sagte: „Ich bin nur ein einfacher Edelmann; aber ich trage ein Kaiserherz in meiner Brust, und wenn ich in den Lebensbeschreibungen Plutarchs die Heldenthaten der alten Römer lese, giebt es meines Bedünkens keinen einzigen Helden des Alterthumes, dem ich nicht in Allem, was er gethan hat, nachahmen könnte." Und dann hatte Bussy gedacht, daß vielleicht Saint-Luc, den er in der Regel nicht zu seinen Freunden zählte, und dem er in der

That die unerwartete Theilnahme nur wegen der verlegenen Stellung verdankte, worin er, Saint-Luc, sich befand, ihn nur so gewarnt hätte, um ihn zu Vorsichtsmaßregeln zu bewegen, die ihn in den Augen seiner Feinde lächerlich machen konnten, indem er zugebe Feinde zu haben, die auf ihn lauerten. Nun aber fürchtete Bussy das Lächerliche mehr, als die Gefahr. Er genoß selbst in den Augen seiner Feinde einen Ruf von Muth, der ihn veranlaßte, um ihn auf der Höhe zu erhalten, zu welcher er sich emporgeschwungen, die tollsten Abenteuer zu bestehen. Als ein Mann Plutarchs hatte er also seine drei Gefährten entlassen, eine kräftige Bedeckung, die selbst einer Escadron Achtung vor ihm würde eingeflößt haben. Und allein, die Arme in seinem Mantel gekreuzt, ohne andere Waffen, als seinen Degen und seinen Dolch, ritt er dem Hause zu, worin seiner, nicht eine Geliebte, wie man hätte glauben können, sondern ein Brief harrte, den ihm monatlich, immer an dem nämlichen Tage, die Königin von Navarra zum Gedächtnisse ihrer guten Freundschaft sendete, und welchen der tapfere Edelmann, seinem Versprechen gemäß, das er seiner schönen Königin Margot gemacht hatte, einem Versprechen, das er nie ein einzigesmal gebrochen, bei Nacht und persönlich in der Wohnung des Boten holte, um Niemand bloßzustellen.

Ungefährdet hatte er den Weg von der Straße des Grands-Augustins in die Straße Saint-Antoine zurückgelegt, als, auf der Höhe der Straße Sainte-Catha-

rine angekommen, sein thätiges, durchdringendes und geübtes Auge, in der Finsterniß, die Mauer entlang, jene menschlichen Gestalten entdeckte, welche der Herzog von Anjou, minder gut unterrichtet, anfangs nicht bemerkt hatte. Es liegt übrigens für das wahrhaft tapfere Herz im Nahen der Gefahr, die es wittert, eine Exaltation, welche die Schärfe der Sinne und des Gedankens auf ihre höchste Vollkommenheit steigert.

Bussy zählte die schwarzen Schatten auf der grauen Mauer. „Drei, vier, fünf," sagte er, „ungezählt die Lakeien, die ohne Zweifel in einem andern Winkel stecken, und auf den ersten Zuruf ihrer Herren herbeirennen werden. Man schlägt mich hoch an, wie es scheint. Teufel! Es gibt doch wohl Arbeit genug für einen einzelnen Mann. Ja, ja! Jener brave Saint-Luc hat mich nicht getäuscht, und sollte er der Erste seyn, der mir ein Loch in den Magen stieße, so würde ich zu ihm sagen: Ich danke für die Nachricht, Kamerad!" Also sprechend, rückte er immer vor; sein rechter Arm spielte bequem unter seinem Mantel, von dem seine linke Hand ohne scheinbare Bewegung die Spange losgehäckelt hatte.

Da war's, daß Schomberg rief: „Zu den Degen!" und daß auf diesen von seinen vier Gefährten wiederholten Ruf, die Edelleute auf Bussy lossprangen.

„So, meine Herren," sagte Bussy mit seiner durchdringenden, aber ruhigen Stimme, „man will also den armen Bussy tödten! Er ist also ein wildes Thier, er ist also jener berüchtigte Eber, den wir jagen wollten.

Wohlan, meine Herren, der Eber wird einige davon aufschlitzen, ich schwör's Ihnen, und Sie wissen, daß ich mein Wort nicht breche."

„Es sey!" erwiederte Schomberg, „aber dieß verhindert nicht, daß Du ein großer Grobian bist, Seigneur Bussy d'Amboise, mit uns so zu Pferd zu sprechen, die wir zu Fuß Dich anhören." Und indem er diese Worte sprach, fuhr der in weißen Atlaß gekleidete Arm des jungen Mannes aus dem Mantel, und funkelte wie ein Silberblitz in den Strahlen des Mondes, ohne daß Bussy errathen konnte, welcher Absicht, wenn nicht einer Drohungsabsicht, seine Geberde entsprach.

Daher wollte Bussy antworten, wie er gewöhnlich antwortete, als in dem Augenblicke, da er die Sporen in die Weichen seines Pferdes drückte, das Thier unter sich einknicken und zusammenbrechen fühlte. Schomberg hatte mit einer ihm eigenthümlichen Gewandtheit, und wovon er schon Beweise in den zahlreichsten, von ihm veranlaßten Kämpfen gegeben, so jung er war, eine Art von Stutzsäbel geschleudert, dessen breite Klinge schwerer war, als sein Griff, und die des Pferdes Kniekehle durchschneidende Waffe, war in der Wunde geblieben, wie ein Hackmesser in einem Eichenaste. Das Thier stieß ein dumpfes Gebrüll aus, und stürzte schaudernd auf seine Knie.

Bussy, immer auf Alles gefaßt, stand mit beiden Füssen auf dem Boden, den Degen in der Hand.

„Ah! Unglücklicher," sagte er; „es war mein Lieb-

lingspferd; Sie sollen mir's büßen." Und wie Schomberg sich nahte, hingerissen von seinem Muthe, und die Tragweite des Degens schlecht berechnend, welchen Bussy dicht am Leibe behielt, wie man die Bißweite des Zahnes der spiralförmig geringelten Schlange schlecht berechnet, schnellten dieser Degen und dieser Arm ab, und machten seinen Schenkel klaffen. Schomberg stieß einen Schrei aus.

„Wohlan!" sagte Bussy, „halt' ich Wort? Einer ist schon weg. Bussy's Faust mußtest Du abschneiden, und nicht die Kniekehle seines Pferdes, Unglücklicher!"

In einem Augenblicke, während Schomberg seinen Schenkel mit seinem Taschentuche zusammenpreßte, hatte Bussy die Spitze seines langen Degens dem Gesichte und der Brust der vier andern Angreifer gewiesen, indem er es verschmähte, zu schreien; denn um Hilfe rufen hieß gestehen, daß er Hilfe bedürfe, war Bussy's unwürdig; nur wickelte er seinen Mantel um seinen linken Arm, gebrauchte ihn als Schild, und brach durch, nicht um zu fliehen, sondern um eine Mauer zu erreichen, an die er mit dem Rücken sich lehnen könnte, zur Verhütung eines Angriffes von hinten, in jeder Minute sechs Stöße führend, und bisweilen jenen weichen Widerstand des Fleisches fühlend, welcher andeutet, daß die Stöße getroffen haben. Einmal glitt er aus, und schaute mechanisch den Boden an. Dieser Moment genügte Quélus, und jener empfing einen Stich in die Seite.

„Getroffen!" schrie Quélus.

„Ja, in das Wamms," antwortete Bussy, der nicht

einmal seine Wunde gestehen wollte, „wie die Leute treffen, die sich fürchten.“ Und auf Quélus lossprin- gend, schlug er ihm so kräftig seinen Degen aus der Hand, daß die Waffe zehn Schritte weit vom jungen Manne wegflog. Aber er konnte seinen Sieg nicht verfolgen, denn im nämlichen Augenblicke griffen ihn von O, von Epernon und Maugiron mit neuer Wuth an. Schomberg hatte seine Wunde verbunden, Quélus seinen Degen aufgerafft; er sah ein, daß er umzingelt würde, daß ihm keine Minute mehr bliebe, um die Mauer zu erreichen, und er verloren wäre, wenn er diese Minute nicht benütze.

Bussy that einen Sprung rückwärts, der ihn drei Schritte weit von seinen Angreifern trennte; aber vier Degen holten ihn schnell genug ein, und doch war's wieder zu spät; denn Bussy hatte sich durch einen zwei- ten Sprung mit dem Rücken an die Mauer gelehnt. Hier blieb er stehen, stark, wie Achilles oder wie Ro- land, und über diesen Sturm von Stichen lächelnd, die über seinem Kopfe sich verloren, und fortwährend ihn umblitzten. Plötzlich fühlte er den Schweiß auf seiner Stirne, und eine Wolke schwebte über seine Augen hin. Er hatte seine Wunde vergessen, und die Symptome von Ohnmacht, die ihn anwandelte, erinnerte ihn daran.

„Ah! Du wirst schwach,“ rief Quélus aus, seine Stöße verdoppelnd.

„Da!“ sagte Bussy, „urtheile!“

Und mit dem Knopfe seines Degens schlug er ihn

an die Schläfe. Quélus stürzte unter diesem Eisenfaustschlage zusammen. Dann exaltirt, wüthend, wie der Eber, der, nachdem er den Hunden Stand gehalten, auf sie losbricht, stieß er einen furchtbaren Schrei aus, und stürzte vorwärts. Von O und von Epernon fuhren zurück, Maugiron hatte Quélus aufgehoben, und hielt ihn in seinen Armen; Bussy brach mit dem Fuße den Degen des Letztern, schlitzte mit einem Degenstiche von Epernon's Vorderarm auf. Einen Augenblick war Bussy Sieger; aber Quélus kam wieder zu sich; aber Schomberg; wie verwundet er war, erschien wieder auf dem Kampfplatze; aber vier Degen flammten von Neuem. Bussy fühlte sich zum zweitenmale verloren.

Er raffte alle seine Kräfte zusammen, seinen Rückzug zu bewirken, und ging Schritt für Schritt zurück, um seine Mauer wieder zu erreichen. Schon verkündeten ihn der eisige Schweiß seiner Stirne, ein dumpfes Klingen in seinen Ohren, ein über seine Augen sich breitender, schmerzlicher und blutiger Schleier, die Erschöpfung seiner Kräfte. Der Degen nahm nicht mehr den Weg, den der verdüsterte Gedanke ihn vorzeichnete. Bussy tappte mit seiner linken Hand nach der Mauer, berührte sie, und die Kälte der Mauer that ihm wohl; aber zu seinem großen Erstaunen gab die Mauer nach. Es war eine halb geöffnete Thüre. Nun faßte Bussy wieder Hoffnung, und raffte wieder alle seine Kräfte zu diesem höchsten Momente zusammen. Eine Sekunde lang waren seine Stöße reissend schnell, und so heftig,

daß alle Degen vor ihm wichen, oder sich zu Boden senkten. Dann glitt er auf die andere Seite dieser Thüre, und, sich umkehrend, schlug er die Thüre mit einem gewaltigen Schulterstoße zu. Der Riegel am Schlosse klappte in die Schließkappe. Es war geschehen, Bussy außer Gefahr, Bussy Sieger weil er gerettet war.

Nun sah er mit vor Freude verstörtem Blicke durch den Schieber mit engem Gitter die bleichen Gesichter seiner Feinde. Er hörte wüthende Degenstiche vergebens das Holz der Thüre schlitzen, dann Wuthgeschrei, unsinnige Zurufe.

Endlich plötzlich dünkte ihm, daß der Boden unter seinen Füßen weiche, daß die Mauer wanke. Er that drei Schritte vorwärts, und befand sich in einem Hofe, drehte sich um sich selbst, und sank auf die Stufen einer Treppe hin. Dann fühlte er nichts mehr, und es schien ihm, als ob er in das Schweigen und Dunkel des Grabes hinunter stiege.

Drittes Kapitel.

Wie sehr schwierig es bisweilen ist, Traum und Wirklichkeit zu unterscheiden.

Bussy hatte vor dem Hinsinken Zeit gefunden, sein Taschentuch unter sein Hemd zu schieben, und sein Degengeheng darüber zu schnallen, wodurch die heftige und brennende Wunde, aus welcher das Blut wie ein Flam-

menstrahl sprühte, eine Art von Bandage erhielt; aber als er damit zu Stande kam, war sein Blutverlust schon groß genug gewesen, um die Ohnmacht herbeizuführen, der wir ihn unterliegen sahen. Sey's aber, daß in diesem vom Zorne und Schmerze überreizten Gehirne, das Leben unter dem Außenscheine der Ohnmacht fortdauerte, sey's daß diese Ohnmacht aufhörte, um einen Fieber Platz zu machen, das selbst wieder einer zweiten Ohnmacht wich, Bussy sah Folgendes während dieser Traum- oder Wirklichkeitsstunde, während dieses zwischen das Dunkel von zwei Nächten gesenkten Dämmerungsmomentes, oder glaubte es zu sehen.

Er befand sich in einem Gemache mit Möbeln von geschnitztem Holze, mit einer Personentapete und gemaltem Plafond. Diese Personen in allen möglichen Stellungen, Blumen haltend, Piken tragend, schienen von den Wänden, an denen sie sich hin und her bewegten, auf geheimnißvollen Pfaden zum Plafond hinaufzusteigen. Zwischen zwei Fenstern war ein lichtstrahlendes weibliches Porträt angebracht; nur dünkte Bussy der Rahmen dieses Porträtes nur die hölzerne Einfassung einer Thüre zu seyn. Bussy, regungslos, wie durch eine höhere Macht an sein Bett gebannt, aller seiner Bewegungen beraubt, aller seiner Fähigkeiten verlustig, außer jener des Sehens, schaute alle diese Personen mit matten Blicke an, das schale Lächeln derjenigen bewundernd, welche Blumen trugen, und den grotesken Grimm derjenigen, welche Degen trugen. Hatte er diese Per-

sonen schon einmal gesehen, oder sah er sie zu erstenmale? Dieß konnte er nicht genau bestimmen, so betäubt war sein Kopf.

Plötzlich trat die Dame des Porträtes aus dem Rahmen, und ein anbetungswürdiges Wesen, angethan mit einem langen Kleide von weißer Wolle, wie jenes, welches die Engel tragen, mit auf ihre Schultern wogenden Haaren, mit Augen, schwarz wie Gagat, mit langen sammetartigen Brauen, mit einer Haut, unter welcher er das Blut kreisen zu sehen wähnte, das sie rosenroth färbte, näherte sich ihm. Diese Dame war so wunderschön, ihre ausgestreckten Arme waren so reizend, daß Bussy eine heftige Anstrengung machte, um sich ihr zu Füssen zu werfen. Aber er schien durch eben solche Bande an sein Bett gefesselt, wie jene, welche die Leiche im Grabe zurückhalten, während die unsterbliche Seele, die Erde verschmähend, zum Himmel emporschwebt. Dieß bewog ihn, das Bett zu betrachten, auf dem er lag, und es schien ihm eines jener prächtigen, unter Franz I. geschnitzten Bette zu seyn, an welchem Vorhänge von weißem, goldbroschirten Damaste hingen.

Bei dem Anblicke dieser Dame hörten die Personen der Wand und des Plafond auf, Bussy zu beschäftigen. Die Dame des Porträtes war ihm Alles, und er suchte zu sehen, welche Lücke sie im Rahmen zurückließ. Doch eine Wolke, durch welche seine Augen nicht dringen konnten, schwebte vor diesem Rahmen, und beraubte ihn des Anblickes; dann heftete er seine

Augen auf die geheimnißvolle Person, und alle seine Blicke auf der wunderbaren Erscheinung vereinigend, begann er ein Compliment in Versen an sie zu richten, wie er es geläufig machte. Aber plötzlich verschwand die Dame: ein undurchsichtiger Körper stellte sich zwischen sie und Bussy; dieser Körper schritt schwerfällig, und streckte die Arme vor sich hin, wie es der Haschende im Blindekuhspiele macht.

Bussy fühlte, daß ihm der Zorn in den Kopf stieg, und gerieth gegen den unzeitigen Besucher in eine solche Wuth, daß er, hätte er die Freiheit seiner Bewegungen gehabt, sicher auf ihn sich würde gestürzt haben; es ist sogar billig, zu sagen, daß er es versuchte, aber es war ihm unmöglich. Als er sich vergebens anstrengte, vom Bette wegzukommen, an das er gefesselt schien, sprach der neue Ankömmling.

„Nun denn,“ fragte er, „bin ich endlich gekommen?“

„Ja, Meister,“ erwiederte eine so süsse Stimme, daß alle Herzensfibern Bussy's darob erbebten, „und Sie können nun Ihre Binde abnehmen.

Bussy machte eine Anstrengung, um zu sehen, ob die Dame mit der süssen Stimme wohl die nämliche sey, wie jene des Porträtes; aber der Versuch war vergeblich. Er gewahrte vor sich nur das junge und liebliche Gesicht eines Mannes, der auf die ihm deßhalb gemachte Einladung seine Binde abnahm, und durch das ganze Zimmer verwirrte Blicke schweifen ließ.

„Zum Teufel mit dem Manne!“ dachte Bussy.

Und er versuchte, seinen Gedanken durch das Wort oder die Geberde zu äußern; aber das Eine war ihm so unmöglich, wie das Andere.

„Ah! jetzt begreif' ich's, sagte der junge Mann, sich dem Bette nähernd. „Sie sind verwundet, nicht wahr, mein lieber Herr? Nun, wir wollen versuchen, Sie wieder herzustellen.“

Bussy wollte antworten; doch er sah ein, daß dieß eine unmögliche Sache sey. Seine Augen schwammen in einem eisigen Dunste, und er fühlte in seinen Fingerspitzen ein Stechen, als wären sie von hunderttausend Nadeln durchbohrt worden.

„Ist der Stich tödtlich?“ fragte mit einer Herzensbeklemmung und mit einem Tone schmerzlicher Theilnahme, der Bussy Thränen in die Augen lockte, die süsse Stimme, die bereits gesprochen hatte, und welche der Verwundete als jene der Dame des Porträtes erkannte.

„Ei! ich kann noch nichts darüber wissen, aber ich werde es Ihnen sagen,“ erwiederte der junge Mann; „vor der Hand ist er ohnmächtig.“

Dieß war Alles, was Bussy verstehen konnte; es dünkte ihm, das Rauschen eines Kleides zu hören, da sich entfernte. Dann glaubte er etwas wie ein glühendes Eisen seine Weiche durchbohren zu fühlen, und völlige Ohnmacht entzog ihm den Rest seiner Besinnung. Erst als er aus diesem Schlafe erwachte, strich

ein kalter Wind über sein Gesicht; rauhe und mißtönige Stimmen quälten sein Ohr; er öffnete die Augen, um zu sehen, ob dieß die Tapetenpersonen wären, welche mit jenen des Plafond zankten, und in der Hoffnung, daß das Porträt noch immer da sey. Aber keine Tapete; eben so wenig ein Plafond. Das Porträt war verschwunden. Zu seiner Rechten stand nur ein graugekleider Mann mit einer weißen, blutbefleckten, in seinen Gürtel gestülpten Schürze; zu seiner Linken nur ein Augustinermönch aus der Tempelstraße, der ihm den Kopf in die Höhe hob, und vor ihm nur eine alte Frau, Gebete hermurmelnd.

Bussy's herumirrender Blick verweilte bald auf einer Masse von Steinen, die vor ihm aufragte, und stieg bald bis zur höchsten Höhe dieser Steine, um sie zu messen; er erkannte dann den Tempel, dieses von Mauern und Thürmen flankirte Bollwerk, und über dem Tempel den weißen und kalten, von der aufgehenden Sonne leicht vergoldeten Himmel.

Bussy lag schlechthin auf der Straße, oder vielmehr am Rande eines Grabens, und dieser Graben war jener des Tempels.

„Ah! ich danke Euch, meine wackern Leute," sagte er, „für die Mühe, die Ihr Euch gegeben habt, mich hierher zu tragen. Ich brauchte Luft. Aber man hätte mir welche durch Oeffnung der Fenster geben können, und ich würde mich auf meinem Bette von Damast und Gold besser befunden haben, als auf dieser nackten

Erde. Gleichviel; in meiner Tasche stecken, woferne Ihr Euch nicht schon selbst bezahlt gemacht habt, was wahrscheinlich ist, und klug gewesen wäre, zwanzig und einige Goldthaler; nehmet sie, meine Freunde, nehmet sie!"

„Aber, mein Edelmann," sagte der Schlächter, „wir haben keine Mühe gehabt, Sie hierher zu tragen. Und Sie sind ganz wahrhaftig da. Wir haben Sie hier gefunden, als wir mit Tagesanbruch vorübergingen."

„Ah! Teufel!" versetzte Bussy; „und war der junge Arzt da?"

Die Anwesenden schauten sich an.

„Das ist ein Rest des Deliriums," äußerte der Augustinerbruder, den Kopf schüttelnd. Dann sagte er, zu Bussy tretend: „Mein Sohn, Sie würden gut thun, zu beichten."

Bussy blickte den Mönch mit verwirrter Miene an.

„Es war kein Arzt da, armer lieber junger Mann," sagte die Alte. „Sie waren allein da, verlassen, kalt, wie der Tod. Sehen Sie, es liegt ein wenig Schnee, und Ihr Platz auf dem Schnee ist geschwärzt."

Bussy warf einen Blick auf seine schmerzende Seite, erinnerte sich, einen Degenstich erhalten zu haben, fuhr mit der Hand unter sein Wamms, und fühlte sein Taschentuch an der nämlichen Stelle, von seinem Degengehenge auf der Wunde befestiget. „Dieß ist sonderbar," dachte er.

Schon theilten sich die Anwesenden, die von ihm erhaltene Erlaubniß benützend, in seine Börse, mit vielen kläglichen Ausrufungen hinsichtlich seiner. Als die Theilung geschehen war, sagte er: „Sehr gut, meine Freunde. Führt mich nun in mein Hôtel zurück.“

„Ah! gewiß, gewiß, armer lieber junger Mann,“ sagte die Alte; „der Schlächter ist stark, und dann hat er auch sein Pferd, auf dem Sie reiten können.“

„Ist's wahr?“ fragte Bussy.

„Es ist die Wahrheit des guten Gottes!“ antwortete der Schlächter, „und ich und mein Pferd stehen Ihnen zu Diensten, mein Edelmann.“

„Gleichviel, mein Sohn,“ sagte der Mönch; „während der Schlächter sein Pferd holen wird, würden Sie gut thun, zu beichten.“

„Mordieu!“ entgegnete Bussy, sich aufrichtend, „ich hoffe, daß der Augenblick hiezu noch nicht gekommen ist. Daher zum Dringendsten, mein Pater! Mich friert, und ich möchte in meinem Hôtel seyn, um mich wieder zu erwärmen.“

„Und wie heißt Ihr Hôtel?“

„Hôtel Bussy.“

„Wie,“ riefen die Anwesenden aus, „Hôtel Bussy?“

„Ja; was liegt darin Erstaunliches?“

„Sie gehören also zu den Leuten des Herrn von Bussy?“

„Ich bin Herr von Bussy selbst.“

„Bussy!“ rief die Menge, „der Seigneur von Bussy,

der tapfere Bussy, die Geißel der Lieblinge. Es lebe Bussy!"

Und der junge Mann, auf die Schultern seiner Zuhörer emporgehoben, ward im Triumphe in sein Hôtel zurückgebracht, während der Mönch fortging, seinen Antheil an den zwanzig Goldthalern zählend, den Kopf schüttelnd, und murmelnd: „Wenn dieß jener Großsprecher von Bussy ist, wundert's mich nicht, daß er nicht hat beichten wollen."

Einmal in sein Hôtel zurückgekehrt, ließ er seinen gewöhnlichen Wundarzt holen, welcher die Wunde gefahrlos fand.

„Sagen Sie mir," fragte ihn Bussy, „ist diese Wunde nicht schon verbunden worden?"

„Meiner Treue!" antwortete der Doctor, „ich könnte es nicht bejahen, obwohl sie im Grunde sehr frisch scheint."

„Und ist sie schwer genug," sagte Bussy, „um mir ein Delirium veranlaßt zu haben?"

„Gewiß."

„Teufel!" versetzte Bussy, „sollte denn jene Tapete mit ihren Blumen und Piken tragenden Personen, jener freskogemalte Plafond, jenes geschnitzte und mit Damast und Gold ausgeschlagene Bett, jenes Porträt zwischen den beiden Fenstern, jene anbetungswürdige blonde Dame mit den schwarzen Augen, jener Arzt, der Blindekuh spielte, und dem ich beinahe: Aufgeschaut! zuge-

rufen hätte, Delirium, und nichts Wahres dabei gewesen seyn, als mein Kampf mit den Lieblingen? Wo hatte ich mich denn schon geschlagen? Ah! ja, so ist's. Es war neben dem Platze der Bastille, der Straße Saint-Paul zu. Ich habe mich mit dem Rücken an eine Mauer gelehnt; diese Mauer war eine Thüre, und diese Thüre ist zum Glücke aufgegangen. Ich habe sie wieder mit großer Mühe zugeschlossen, ich habe mich in einem Gange befunden. Von da an erinnere ich mich an nichts mehr bis zu dem Augenblicke, wo ich wieder zu mir gekommen bin. Bin ich wieder zu mir gekommen? Oder hab' ich dann geträumt? Das ist die Frage. Ah! und mein Pferd, apropos? Man muß mein Pferd todt auf dem Platze gefunden haben. Doctor, ich bitte Sie, rufen Sie Jemanden."

Der Doctor rief einem Diener.

Bussy erkundigte sich, und erfuhr, daß das Thier blutend, verstümmelt, sich bis zum Thore des Hôtels geschleppt, und daß man es dort wiehernd bei Tagesanbruch gefunden habe. Alsogleich sey im Hôtel Lärm entstanden; alle Leute Bussy's, die ihren Herrn anbeteten, waren sogleich aufgebrochen, ihn zu suchen, und die Meisten derselben noch nicht zurückgekehrt.

„Also nur das Porträt," sagte Bussy, „bleibt für mich ein Traumgebild, und es war wirklich ein solches. Welche Wahrscheinlichkeit giebt es, daß ein Porträt aus seinem Rahmen steige, um mit einem Arzte sich zu unterreden, der die Augen verbunden hat? Ich bin ein

Narr. Und doch war dieses Porträt, wenn ich daran denke, sehr reizend. Es hatte..."

Bussy begann das Porträt zu schildern, und in dem Maße, als er alle Einzelnheiten desselben in seiner Erinnerung wieder durchging, wehte ein wollüstiger Schauder, jener Schauder der Liebe, der kosend das Herz erwärmt, wie ein Schleier auf seine glühende Brust. „Und ich hätte dieß alles geträumt," rief Bussy aus, „während der Doctor den Verband auf die Wunde legte? Mordieu! das ist unmöglich, man hat keine solchen Träume. Wiederholen wir!"

Und Bussy fing an, zum hundertstenmale zu wiederholen: „Ich war auf dem Balle; Saint-Luc hat mich gewarnt, daß man mir in der Gegend der Bastille auflauere. Antraguet, Ribeirac und Livarot waren bei mir. Ich habe sie fortgeschickt. Ich habe meinen Weg am Quai, Grand-Châtelet ꝛc., vorüber genommen. Am Hôtel des Tournelles hab' ich die Leute zu bemerken begonnen, die meiner harrten. Sie haben sich auf mich gestürzt, mein Pferd verstümmelt. Wir haben uns scharf geschlagen. Ich bin in einen Corridor getreten; es ist mir übel geworden, und dann: Ah! da liegt's! dieses... und dann... tödtet mich; diesem... und dann... folgt ein Fieber, ein Delirium, ein Traum."

„Und dann," fügte er seufzend bei, „hab' ich auf der Böschung der Gräben des Tempels mich befunden, wo ein Augustinermönch mich Beichte hören wollte. Gleichviel, ich werde mein Herz hiewegen ausgeleert

haben," fuhr Bussy fort, nach einer kurzen Pause des Schweigens, die er wieder verwendete, seine Erinnerungen zu sammeln. „Doctor, werde ich wegen dieser Schramme wieder vierzehn Tage lang das Zimmer hüten müssen, wie ich es wegen der vorigen thun mußte?"

„Je nachdem. Wohlan, können Sie gehen?" fragte der Wundarzt.

„Im Gegentheile," antwortete Bussy; „es dünkt mir, Quecksilber in den Beinen zu haben."

„Gehen Sie im Zimmer auf und ab."

Bussy sprang von seinem Bette herab, und bewies seine Behauptung, indem er munter das Zimmer durchschritt.

„Es wird gehen," sagte der Arzt, „wenn Sie nur nicht reiten, und nicht am ersten Tage zehn Meilen zurücklegen."

„Dieß laß' ich mir gefallen!" rief Bussy aus, „das ist ein Arzt; ich habe jedoch heute Nacht einen Andern gesehen. Ah! ja wohl gesehen; ich habe sein Gesicht da eingeprägt, und werde ihn erkennen, wenn ich ihn jemals wiedersehe, dafür steh' ich gut."

„Mein lieber Seigneur," sagte der Arzt, „ich rathe Ihnen nicht, ihn zu suchen; man hat nach Degenstichen immer ein wenig Fieber; Sie sollten dieß jedoch wissen, da Sie schon Ihren zwölften erhalten haben."

„O mein Gott!" rief Bussy plötzlich aus, von einer neuen Idee ergriffen, denn er dachte nur an das Geheimniß seiner Nacht, „sollte mein Traum außerhalb der

Thüre, anstatt innerhalb, derselben begonnen haben? Sollte es eben so wenig einen Corridor und eine Treppe gegeben haben, als es weder ein Bett von weißem Damaste und Gold, noch ein Porträt gab? Sollten jene Räuber, in dem Wahne, mich getödtet zu haben, mich ganz sachte zu den Gräben des Tempels getragen haben, um irgend einen Zuschauer der Scene auszuspüren? In diesem Falle hätte ich ganz gewiß das Uebrige geträumt. Heiliger Gott, wenn es wahr ist, daß sie mir den Traum verschafft haben, der mich beunruhiget, der mich verzehrt, der mich tödtet, so schwöre ich, ihnen Allen, bis auf den Letzten, den Bauch aufzuschlitzen."

„Mein lieber Seigneur," versetzte der Arzt, „wenn Sie bald gesunden wollen, müssen Sie sich nicht so aufregen."

„Ausgenommen jedoch jenen guten Saint-Luc," fuhr Bussy fort, ohne auf das zu hören, was der Doctor zu ihm sagte. „Dieser, das ist etwas Anderes; er hat sich als Freund gegen mich benommen. Deßwegen soll er meinen ersten Besuch erhalten."

„Aber nicht vor heute Abend fünf Uhr," bemerkte der Arzt.

„Es sey," erwiederte Bussy; „aber ich versichere Ihnen, daß nicht Ausgehen und Besuche abstatten mich krank machen kann, sondern das Ruhigverhalten und Alleinbleiben."

„Im Grunde ist's möglich," entgegnete der Doctor;

„Sie sind in allen Beziehungen ein sonderbarer Kranker; handeln Sie nach Ihrem Gutdünken, Monseigneur; ich empfehle Ihnen nur eine Sache: nämlich, sich nicht einen zweiten Degenstich geben zu lassen, bevor nicht dieser da geheilt ist."

Bussy versprach dem Arzte, hiewegen sein Möglichstes zu thun, und nachdem er sich hatte ankleiden lassen, rief er nach seiner Sänfte, und ließ sich in das Hôtel Montmorency tragen.

Viertes Kapitel.

Wie das Fräulein von Brissac, auch Frau von Saint-Luc genannt, ihre Brautnacht verlebt hatte.

Ein schöner Cavalier und ein vollkommener Edelmann war Ludwig von Clermont, bekannter unter dem Namen Bussy d'Amboise, den Brantôme, sein Vetter, zu den großen Feldherren des sechzehnten Jahrhunderts gezählt hat, obgleich er, kaum dreißig Jahre alt, starb. Seit langer Zeit hatte kein Mann glorreichere Eroberungen gemacht. Die Könige und die Prinzen hatten sich eifrig um seine Freundschaft beworben, die Königinnen und Prinzessinnen ihr süssestes Lächeln ihm gespendet. Bussy war la Mole in dem Wohlwollen der Margarethe von Navarra gefolgt; und die gute Königin, von zärtlichem Herzen, die nach dem Tode des Lieblings,

dessen Geschichte wir geschrieben haben, ohne Zweifel trostbedürftig war, hatte für den schönen und tapfern Bussy d'Amboise so viele Thorheiten begangen, daß Heinrich, ihr Gemahl, darob unruhig wurde, er, den diese Arten von Dingen nicht leicht aufregten, und daß der Herzog Franz ihm die Liebe seiner Schwester nie verziehen hätte, würde nicht diese Liebe Bussy seinen Interessen gewonnen haben. Auch dießmal opferte der Herzog seine Liebe jenem heimlichen und unentschlossenen Ehrgeize, der ihm, sein ganzes Leben hindurch, so viele Leiden verursachen, und so wenige Früchte bringen sollte.

Aber inmitten aller dieser Kriegs-, Ehrgeizes- und Galanterieerfolge, war Bussy das geblieben, was eine jeder menschlichen Schwäche unzugängliche Seele seyn kann, und er, welcher nie die Furcht gekannt, hatte eben so wenig, mindestens bis zur Zeit, bei der wir angekommen sind, die Liebe gekannt. Dieses Kaiserherz, welches in seinem Edelmannsbusen schlug, wie er selbst sagte, war keusch und rein, gleich dem Diamanten, den die Hand des Steinschneiders noch nicht berührt, und der aus der Mine kommt, wo er im Strahle der Sonne gereift hat. Daher gab es in diesem Herzen keinen Raum für brütende Gedanken, die aus Bussy einen wirklichen Kaiser gemacht hätten. Er hielt sich einer Krone würdig, und war mehr werth, als die Krone, die ihm zum Vergleichungspunkte diente.

Heinrich III. hatte ihm seine Freundschaft anbieten lassen, und Bussy sie ausgeschlagen, indem er sagte, daß die Freunde der Könige ihre Diener seyen, und bisweilen noch etwas Schlimmeres; daß folglich eine solche Stellung ihm nicht zusage. Heinrich III. hatte diesen, durch Bussy's Wahl des Herzogs Franz zu seinem Gebieter noch erschwerten Schimpf, schweigend verwunden. Freilich war der Herzog Franz Bussy's Gebieter, wie der Besitzer wilder Thiere der Gebieter der Löwen ist. Er pflegt und füttert ihn aus Furcht, daß der Löwe ihn fresse. So war dieser Bussy, welchen Franz als Stütze seiner Privatzwiste benützte. Bussy sah dieß wohl ein; aber die Rolle behagte ihm. Er hatte sich eine Theorie nach Art des Wahlspruches der Rohan's gebildet, welche sagten: „König kann ich nicht, Prinz mag ich nicht seyn, Rohan bin ich." Bussy sagte bei sich: „Ich kann nicht König von Frankreich seyn, aber der Herr Herzog von Anjou kann und will es seyn; ich werde der König des Herrn Herzogs von Anjou seyn." Und er war's in der That.

Als die Leute von Saint-Luc diesen furchtbaren Bussy in das Haus kommen sahen, eilten sie, den Herrn von Brissac davon in Kenntniß zu setzen.

„Ist Herr von Saint-Luc zu Hause?" fragte Bussy, indem er den Kopf durch die Vorhänge des Sänftenschlages steckte.

„Nein, mein Herr," erwiederte der Hausmeister.

„Wo werd' ich ihn finden?"

„Ich weiß es nicht, mein Herr," antwortete der würdige Diener.

„Man ist selbst sehr besorgt im Hôtel; Herr von Saint=Luc ist seit gestern nicht heimgekehrt."

„Bah!" sagte Bussy ganz verwundert.

„Es ist so, wie ich die Ehre habe, Ihnen zu sagen."

„Aber Frau von Saint=Luc?"

„O! Frau von Saint=Luc, das ist etwas Anderes."

„Ist sie im Hôtel?"

„Ja."

„Melden Sie also der Frau von Saint=Luc, daß ich entzückt wäre, wenn ich von ihr die Erlaubniß erhielte, ihr meine Aufwartung zu machen."

Fünf Minuten nachher kehrte der Bote mit der Nachricht zurück, daß Frau von Saint=Luc Herrn von Bussy mit großem Vergnügen empfangen würde. Bussy erhob sich von seinen Sammetkissen, und stieg die große Treppe hinauf: Johanna von Cossé war dem jungen Manne bis in die Mitte des Ehrensaales entgegen gekommen. Sie war sehr blaß, und ihre wie Rabenschwingen schwarzen Haare verliehen dieser Blässe den Ton vergilbten Elfenbeines; ihre Augen waren von schmerzlicher Schlaflosigkeit geröthet, und auf ihrer Wange die Silberfurche einer frischen Thräne sichtbar. Bussy, dem diese Blässe anfangs ein Lächeln entlockte, und der ein passendes Compliment für diese matten Au=

gen bereit hielt, hemmte seine Improvisation bei diesen Symptomen eines wirklichen Schmerzens.

„Seyen Sie willkommen, Herr von Bussy,“ sagte die junge Frau, „ungeachtet aller Furcht, die Ihre Gegenwart mir einflößt.“

„Was wollen Sie damit sagen, Madame?“ fragte Bussy, „und wie kann Ihnen meine Person ein Unglück verkünden?“

„Ah! Es hat heute Nacht zwischen Ihnen und Herrn von Saint-Luc ein Rencontre gegeben, nicht wahr? Gestehen Sie es!“

„Zwischen mir und Herrn von Saint-Luc?“ wiederholte Bussy erstaunt.

„Ja, er hat mich entfernt, um mit Ihnen zu sprechen. Sie gehören dem Herzoge von Anjou an, er dem Könige. Sie werden Streit gehabt haben. Verhehlen Sie mir nichts, Herr von Bussy, ich bitte Sie dringend darum. Sie müssen meine Unruhe begreifen. Er ist mit dem Könige fortgegangen, das ist wahr; aber man findet sich wieder, man kommt zusammen. Bekennen Sie mir die Wahrheit. Was ist Herrn von Saint-Luc begegnet?“

„Madame,“ erwiederte Bussy, „das ist wahrhaftig wunderbar. Ich erwartete, daß Sie sich erkundigen würden, wie es mit meiner Wunde gehe, und man fragt mich.“

„Herr von Saint-Luc hat Sie verwundet, er hat sich geschlagen,“ rief Johanna aus. „Ah! Sie sehen wohl.“

„Nein doch, Madame, er hat sich durchaus nicht geschlagen, wenigstens nicht mit mir, dieser liebe Saint-Luc, und, Gott sey Dank! nicht von seiner Hand bin ich verwundet worden. Ja noch mehr, er hat Alles gethan, was er vermochte, daß ich es nicht würde. Uebrigens hat er Ihnen ja selbst sagen müssen, daß wir jetzt Freunde seyen, wie Damon und Pythias?"

„Er? Wie hätte er mir's gesagt, da ich ihn nicht mehr gesehen habe?"

„Sie haben ihn nicht mehr gesehen? Was mir ihr Hausmeister sagte, war also wahr?"

„Was sagte er Ihnen?"

„Daß Herr von Saint-Luc seit gestern eilf Uhr nicht heimgekehrt sey. Seit gestern eilf Uhr haben Sie Ihren Gemahl nicht mehr gesehen?"

„Ach! nein."

„Aber wo kann er sein?"

„Ich frage Sie darum."

„O! erzählen Sie mir dieß doch, Madame," sagte Bussy, welcher das vermuthete, was geschehen war, „es ist sehr drollig."

Die arme Frau schaute Bussy mit dem größten Erstaunen an.

„Nein. Das ist sehr traurig, wollte ich sagen," fuhr Bussy fort. „Ich habe viel Blut verloren, so daß ich nicht aller meiner Fähigkeiten mächtig bin. Erzählen Sie mir diese klägliche Geschichte, Madame, erzählen Sie!"

Und Johanna erzählte Alles, was Sie wußte,

nämlich den von Heinrich III. Saint-Luc gegebenen Befehl, ihn zu begleiten, das Schließen der Thore des Louvre, und darnach die Antwort der Gardisten. Wirklich war keine Rückkehr erfolgt.

„Ah! sehr wohl," sagte Bussy; „ich begreife."

„Wie? Sie begreifen?" fragte Johanna.

„Ja! Seine Majestät haben Saint-Luc in das Louvre mitgenommen, und, einmal darin, hat Saint-Luc nicht mehr herausgehen können."

„Und warum hat Saint-Luc nicht mehr herausgehen können?"

„Ah, wahrlich!" antwortete Bussy verlegen, „Sie verlangen von mir, daß ich Staatsgeheimnisse enthülle."

„Aber ich bin doch hingegangen in's Louvre," sagte die junge Frau, „mein Vater auch."

„Nun?"

„Nun! Die Gardisten haben uns geantwortet, daß sie nicht wüßten, was wir sagen wollten, und daß Herr von Saint-Luc heimgegangen seyn müßte."

„Ein Grund mehr, daß Herr von Saint-Luc im Louvre ist," sagte Bussy.

„Glauben Sie?"

„Ich bin dessen gewiß, und wenn Sie sich selbst Ihrerseits davon überzeugen wollen . . ."

„Wie?"

„Persönlich."

„Kann ich's denn?"

„Gewiß."

„Aber ich werde mich vergebens im Palaste einfinden; man wird mich fortschicken, wie man es schon gethan hat, mit den nämlichen Worten, die man mir schon gesagt hat. Denn, wenn er dort wäre, wer würde verhindern, daß ich ihn sähe?"

„Wollen Sie in's Louvre gehen, frag' ich Sie?"

„Wozu?"

„Um Saint-Luc zu sehen."

„Aber wenn er nicht dort ist?"

„Mordieu! Ich sag Ihnen, daß er dort ist."

„Das ist sonderbar."

„Nein, das ist königlich."

„Sie können also in das Louvre gehen?"

„Allerdings. Ich bin ja nicht die Gemahlin von Saint-Luc."

„Sie verwirren mich."

„Kommen Sie immerhin mit."

„Wie verstehen Sie dieß? Sie behaupten, daß die Gemahlin von Saint-Luc nicht in das Louvre gehen kann, und Sie wollen mich dahin mitnehmen!"

„Durchaus nicht, Madame; nicht die Gemahlin von Saint-Luc will ich dahin mitnehmen . . . Eine Frau! pfui doch!"

„Dann treiben Sie Spaß mit mir . . . und da Sie meine Traurigkeit sehen, ist es sehr grausam von Ihnen."

„Ei nein! Liebe Dame, hören Sie: Sie zählen zwanzig Jahre, Sie sind groß, Sie haben schwarze Augen, Sie haben einen schlanken Wuchs, Sie gleichen

meinem jüngsten Pagen . . . verstehen Sie . . . jenem hübschen Jungen, dem gestern Abend der Goldstoff so gut ließ?"

„Ah! welche Thorheit! Herr von Bussy," rief Johanna erröthend aus.

„Hören Sie, ich habe kein anderes Mittel, als dieses, welches ich Ihnen vorschlage. Man muß es nehmen oder lassen. Wollen Sie Ihren Saint-Luc sehen? Sprechen Sie!"

„O! ich gäbe Alles auf der Welt, um ihn zu sehen."

„Wohlan! ich verspreche Ihnen, zu machen, daß Sie ihn sehen, ohne daß Sie etwas dafür zu geben brauchen."

„Ja . . . aber . . ."

„Oh! ich hab' Ihnen gesagt, auf welche Art."

„Nun denn, Herr von Bussy, ich werde das thun, was Sie wollen; nur setzen Sie jenen jungen Menschen davon in Kenntniß, daß ich eines seiner Kleider bedürfe, und eine von meinen Zofen zu ihm schicken werde."

„Nein. Ich will bei mir zu Hause eines von den ganz neuen Kleidern nehmen, die ich für jene Schelme zum ersten Balle der Königin-Mutter bestimmt habe. Ich werde Ihnen dasjenige schicken, welches ich für das Ihrer Taille Anpassendste halten werde; dann kommen Sie heute Abend an einen verabredeten Orte zu mir, zu Beispiele in der Straße Saint-Honoré, neben der Straße des Prouvelles, und von da . . ."

„Von da?"

„Nun denn, von da werden wir miteinander in das Louvre gehen.“

Johanna begann zu lachen, und reichte Bussy ihre Hand. „Verzeihen Sie mir meinen Argwohn,“ sagte sie.

„Von Herzen gerne. Sie verschaffen mir ein Abenteuer, worüber ganz Europa lachen wird. Dafür bin ich Ihnen wieder zu Dank verpflichtet.“ Und von der jungen Frau Abschied nehmend, kehrte er nach Hause zurück, um alle Vorbereitungen zur Vermummung zu treffen.

Am Abende zur bestimmten Stunde, trafen sich Bussy und Frau von Saint-Luc auf der Höhe der Barrière des Sergens. Wenn die junge Frau nicht das Costüm seines Pagen getragen hätte, würde Bussy sie nicht erkannt haben. Nach dem Austausche einiger Worte, machten sich Beide auf den Weg nach dem Louvre.

Am äußersten Ende der Straße des Fossés-Saint-Germain-l'Auxerrois, stießen sie auf eine große Gesellschaft. Diese Gesellschaft nahm die ganze Straße ein, und versperrte ihnen den Durchgang.

Johanna fürchtete sich. Bussy erkannte an den Fackeln und Büchsen den Herzog von Anjou, der übrigens an seiner Schecke und an seinem Mantel von weißen Sammet kennbar war, denn er gewöhnlich zu tragen pflegte.

„Ah!“ sagte Bussy, sich zu Johanna umwendend, „Sie waren in Verlegenheit, mein schöner Page, wie es anzugehen, in das Louvre kommen zu können; wohl-

an! sehen Sie nun unbesorgt, Sie werden dort einen Triumpheinzug halten."

„He, Monseigneur!" rief Bussy mit der ganzen Kraft seiner Lunge dem Herzoge von Anjou zu.

Die Stimme drang durch den Raum, und gelangte, trotz dem Strampeln der Pferde und dem Flüstern der Sprechenden, bis zum Prinzen. Der Prinz kehrte sich um.

„Du, Bussy!" rief er ganz erfreut aus; „ich hielt Dich für tödtlich verwundet, und ging in Deine Wohnung zum Hirschhorn, Straße Grenelle."

„Meiner Treue, Monseigneur," sagte Bussy, selbst ohne dem Prinzen für diesen Beweis von Aufmerksamkeit zu danken, „daß ich nicht todt bin, daran ist Niemand Schuld, als ich. Wahrhaftig, Monseigneur, Sie schieben mich in schöne Hinterhalte, und lassen mich in lustigen Lagen stecken. Gestern, auf dem Balle von Saint-Luc, gab's eine förmliche Mördergrube, eine allgemeine Mördergrube. Ich war dort der einzige Anjouer, und sie haben mir, auf meine Ehre, beinahe alles Blut abgezapft, das ich in meinem Leibe hatte."

„Tod und Teufel! Bussy, sie sollen mir Dein Blut theuer büßen, und die Tropfen davon zählen."

„Ja, Sie sagen dieß," versetzte Bussy mit seiner gewohnten Freimüthigkeit, „und werden dem Ersten zulächeln, der Ihnen begegnen wird. Wenn Sie doch wenigstens lächelnd die Zähne wiesen; aber dazu sind Ihre Lippen zu gepreßt."

„Wohlan!" erwiederte der Prinz, „begleite mich in das Louvre, und Du wirst sehen."

„Was werd' ich sehen, Monseigneur?"

„Du wirst sehen, wie ich mit meinem Bruder sprechen werde."

„Hören Sie, Monseigneur, ich mag nicht in das Louvre, wenn es sich darum handelt, irgend harte Worte zu empfangen. Dieß ist gut für die Prinzen von Geblüt und für die Lieblinge."

„Sey ruhig, ich habe die Sache zu Herzen genommen."

„Versprechen Sie mir, daß die Genugthuung gebührend seyn wird?"

„Ich verspreche Dir, daß Du zufrieden seyn wirst. Du schwankest noch, glaub' ich?"

„Monseigneur, ich kenne Sie so gut."

„Komm, sag' ich Dir. Man wird davon sprechen."

„Sehen Sie, Ihre Angelegenheit ist ganz geordnet," flüsterte Bussy der Gräfin in's Ohr. „Es wird dort zwischen diesen beiden guten Brüdern, die sich anbeten, einen schrecklichen Lärm geben, und Sie werden während dieser Zeit Ihren Saint-Luc wieder finden."

„Nun denn," fragte der Herzog, „bist Du entschlossen, und muß ich Dir mein Wort als Prinz verpfänden?"

„O! nein," sagte Bussy, „dieß brächte mir Unglück. Ja, koste es was es wolle, ich folge Ihnen, und wenn man mich beschimpft, werd' ich mich wohl zu rächen wissen." Und Bussy schloß sich dem Prinzen an, wäh-

rend der neue Page, seinem Herrn in möglichster Nähe folgend, dicht hinter ihm einherschritt.

„Nein, nein,“ sagte der Prinz, auf Bussy's Drohung antwortend, „diese Sorge geht Dich nichts an, mein tapferer Edelmann. Ich übernehme Deine Rache. Höre,“ fügte er leise bei, „ich kenne Deine Mörder.“

„Bah!“ versetzte Bussy, „Eure Hoheit haben sich so sehr bemüht, sich darnach zu erkundigen?“

„Ich habe sie gesehen.“

„Wie so?“ fragte Bussy erstaunt.

„Wo ich selbst zu thun hatte, an dem Thore Saint-Antoine, sind sie mir begegnet, und hätten mich beinahe statt Deiner getödtet. Ah! ich vermuthete nicht, daß sie Dich erwarteten, die Räuber! sonst . . .“

„Nun denn! sonst . . .“

„Hattest Du diesen neuen Pagen bei Dir?“ fragte der Prinz, indem er die Drohung unerledigt ließ.

„Nein, Monseigneur,“ sagte Bussy, „ich war allein, und Sie, Monseigneur?“

„Aurilly war bei mir; und warum warst Du allein?“

„Weil ich den Namen des tapfern Bussy bewahren will, den Sie mir gegeben haben.“

„Und sie haben Dich verwundet?“ fragte der Prinz mit seiner Schnelligkeit im Antworten durch eine Finte auf Stiche, die man ihm versetzte.

„Hören Sie,“ sagte Bussy, „ich will ihnen die Freude darüber nicht lassen; aber ich habe einen hübschen Degenstich ganz quer durch die Seite.“

„Ah! die Bösewichte!“ rief der Prinz aus; „Aurilly sagte es mir wohl, daß sie schlimme Absichten hätten.“

„Wie!“ entgegnete Bussy, „Sie haben die Falle gesehen? Wie, Aurilly, der den Degen fast so gut handhabt, wie die Laute? Wie, er hat zu Eurer Hoheit gesagt, daß diese Leute schlimme Absichten hätten, Sie waren zu Zweien, und jener nur fünf, und Sie haben nicht gelauert, um mit bewaffneter Hand beizustehen?“

„Ei, was willst Du? Ich wußte nicht, wem jene Falle gelegt war.“

„Tod und Teufel! wie der König Karl IX. sagte, als Sie die Freunde des Königes Heinrich III. erkannten, mußten Sie doch denken, daß sie es auf irgend Einen von Ihren Freunden abgesehen hatten. Nun aber, da so ziemlich ich allein den Muth habe, Ihr Freund zu seyn, war es nicht schwierig zu errathen, daß sie mir etwas anhaben wollten.“

„Ja, vielleicht hast Du recht, mein lieber Bussy,“ sagte Franz; „aber ich hab' an dieß Alles nicht gedacht.“

„Endlich!“ seufzte Bussy, als hätte er nur dieses Wort gefunden, um alles das auszudrücken, was er von seinem Gebieter dachte.

Man kam in Louvre an. Der Herzog von Anjou wurde am Pförtlein vom Capitain und den Thorstehern empfangen. Es war strenger Befehl gegeben, Niemand passiren zu lassen. Aber, wie man wohl begreift, galt dieser Befehl nicht gegen den Ersten des Königreiches

nach dem Könige. Der Prinz begab sich also mit seinem ganzen Gefolge unter die Arkade der Zugbrücke.

„Monseigneur," sagte Bussy, als er nun im Ehrenhofe stand, „stellen Sie nun Ihre derbe Beschwerde, und erinnern Sie sich, daß Sie sie mir feierlich versprochen haben. Ich will Jemanden einige Worte sagen."

„Du verlassest mich, Bussy?" erwiederte der Prinz besorgt, der ein wenig auf die Anwesenheit seines Edelmanns gerechnet hatte.

„Ich muß; aber seyen Sie unbekümmert, wenn der Lärm arg wird, werde ich wieder kommen. Schreien Sie, Monseigneur, schreien Sie mordieu! damit ich Sie höre. Oder wenn ich Sie nicht schreien höre, werde ich, wie Sie einsehen, nicht kommen." Dann das Eintreten des Herzogs in den großen Saal benützend, schlüpfte er, von Johanna gefolgt, in die Gemächer.

Bussy kannte das Louvre, wie sein eigenes Hôtel. Er ging über eine Geheimtreppe, durch einige öde Corridore, und kam in eine Art von Vorzimmer.

„Erwarten Sie mich hier," sagte er zu Johanna.

„O mein Gott! Sie lassen mich hier allein?" versetzte die junge Wittwe erschrocken.

„Ich muß; es ist nöthig, daß ich Ihnen den Weg erkunde, und den Eintritt erwirke."

Bussy ging gerade in das Waffencabinet, welches König Karl IX. so sehr liebte, und das, durch eine neue Eintheilung, das Schlafzimmer König Heinrichs III. geworden war, der es zu seinem Gebrauche bequem

eingerichtet hatte. Karl IX., König=Jäger, König=Hammerschmid, König=Dichter, hatte in diesem Zimmer Waldhörner, Büchsen, Manuskripte, Bücher und Schraubstöcke. Heinrich III. hatte darin zwei Betten von Sammet und Atlaß, Zeichnungen von großer Licenz, Reliquien, vom Papste geweihte Scapuliere, parfürmirte Riechkissen, aus dem Orient kommend, und eine Sammlung der schönsten Fechtdegen, die man sehen konnte.

Bussy wußte wohl, daß Heinrich nicht in diesen Zimmer seyn würde, weil sein Bruder Audienz im großen Cabinete verlangte; aber er wußte auch, daß neben dem Gemache des Königes das Zimmer der Amme Karls IX. sey, welches jenes des Günstlinges Heinrichs III. geworden war. Nun aber, da Heinrich III. in seinen Freundschaften sehr veränderlich war, hatten dieses Zimmer Maugiron, von O, von Epernon, Quélus und Schomberg nach einander bewohnt, und in diesem Augenblicke mußte es, nach Bussy's Meinung, von Saint=Luc besetzt seyn, für welchen der König wie man gesehen hat, eine so heftige Wiederkehr von Zärtlichkeit empfand, daß er den jungen Mann seiner Frau entführt hatte.

Heinrich III. nämlich, von sonderbarer Organisation, ein untauglicher Fürst, ein tiefdenkender Fürst, ein furchtsamer Fürst, ein tapferer Fürst, Heinrich III. nämlich immer gelangweilt, immer unruhig, immer träumerisch, bedurfte einer ewigen Zerstreuung. Bei Tage: des geräuschvollen Treibens, der Spiele, der

Waffenübung, der Mummereien, der Maskeraden, der Intriguen. Bei Nacht: des Lichtes, der Klatschereien, des Gebetes oder der Schwelgerei. Daher ist Heinrich III. beinahe die einzige Person von diesem Charakter, die wir in unserer modernen Welt finden. Heinrich III., der antike Hermaphrodit, hätte in irgend einer Stadt des Morgenlandes sollen geboren werden, inmitten einer Welt von Stummen, von Sclaven, von Enuchen, von Pagen des Großherrn, von Philosophen und Sophisten, und seine Regierung mußte eine besondere Zeitrechnung von weichlichen Ausschweifungen und unbekannten Thorheiten bilden, zwischen Nero und Heliogabalus.

Bussy, vermuthend also, daß Saint-Luc das Zimmer der Amme bewohne, klopfte an das beiden Gemächern gemeinsame Vorzimmer.

Der Capitain des Gardes öffnete. „Herr von Bussy!" rief der Offizier erstaunt aus.

„Ja, ich selbst, mein lieber Herr von Nancey," sagte Bussy. „Der König wünscht mit von Herrn Saint-Luc zu sprechen."

„Sehr wohl," antwortete der Capitain, „man sage Herrn von Saint-Luc, daß der König mit ihm zu sprechen wünsche."

Durch die halb offen gebliebene Thür warf Bussy dem Pagen einen Blick zu. Dann sich zu Herrn von Nancey wendend, fragte ihn Bussy: „Aber was macht er denn, dieser arme Saint-Luc?"

„Er spielt mit Chicot, mein Herr, den König erwartend, der sich so eben zu der vom Herrn Herzoge von Anjou nachgesuchten Audienz begeben hat."

„Wollen Sie erlauben, daß mein Page mich hier erwarte?" fragte Bussy den Capitain des Gardes.

„Sehr gerne," antwortete dieser.

„Komm herein, Johann," sagte Bussy zur jungen Frau, und wies ihr mit der Hand eine Fenstervertiefung, in welche sie sich zurückzog. Kaum war sie dort angeschmiegt, als Saint-Luc eintrat. Aus Discretion begab sich von Nancey außer Stimmweite.

„Was will mir der König wieder?" fragte Saint-Luc mit kreischender Stimme und verdrießlicher Miene. „Ah! Sie sind's, Herr von Bussy."

„Ich selbst, lieber Saint-Luc, und vor Allem..."

Er ließ die Stimme sinken. „Vor Allem meinen Dank für die Gefälligkeit, die Sie mir erwiesen haben."

„Ah!" sagte Saint-Luc, „es war ganz natürlich, und es widerstrebte mir, einen tapfern Edelmann, wie Sie, ermorden zu sehen. Ich hielt Sie für getödtet."

„Es fehlte wenig dazu; aber wenig ist in diesem Falle ungeheuer viel."

„Wie so?"

„Ja, ich kam mit einem hübschen Degenstiche davon, den ich, wie ich glaube, Schomberg und von Epernon mit Wucher erstattet habe. Was Quélus betrifft, darf er den Knochen seines Schädels danken. Der ist einer der Härtesten, die ich jemals getroffen habe."

„Ah! erzählen Sie mir doch Ihr Abenteuer, es wird mich zerstreuen," sagte Saint-Luc, zum Kinnlade-verrenken gähnend.

„Ich habe in diesem Augenblicke keine Zeit dazu, mein lieber Saint-Luc. Zudem bin ich wegen einer ganz andern Sache gekommen. Sie langweilen sich sehr, wie es scheint."

„Königlich; dieß heißt Alles sagen."

„Nun denn! Ich komme, um Sie zu zerstreuen. Was Teufels! Eine Gefälligkeit erfordert die andere."

„Sie haben Recht, und jene, die Sie mir erweisen, ist nicht minder groß, als jene, die ich Ihnen erwiesen habe. Man stirbt eben so gut vor Langweile, wie an einem Degenstiche; es dauert länger, ist aber sicherer."

„Armer Graf," sagte Bussy, „Sie sind also Gefangener, wie ich es vermuthete."

„So sehr man nur ein Gefangener seyn kann. Der König behauptet, daß nur mein Humor ihn zerstreue. Der König ist sehr gut, denn seit gestern hab' ich ihm mehr Grimassen geschnitten, als sein Affe, und ihm mehr Grobheiten gesagt, als sein Narr."

„Wohlan! Lassen Sie uns sehen. Kann ich nicht meinerseits, wie ich mich erbot, Ihnen eine Gefälligkeit erweisen?"

„Gewiß," antwortete Saint-Luc; „Sie können in meine Wohnung gehen, oder vielmehr zum Marschalle von Brissac, um meine arme liebe Frau zu beruhigen, die sehr besorgt seyn muß, und sicher mein Benehmen höchst sonderbar findet."

„Was soll ich ihr sagen?"

„Ei, pardieu! sagen Sie ihr, was Sie gesehen haben, nämlich daß ich Gefangener sey, unpassirbar am Pförtlein, daß der König seit gestern mit mir von der Freundschaft spreche, wie Cicero, der darüber geschrieben, und von der Tugend, wie Socrates, der sie geübt hat."

„Und was antworten Sie ihm?" fragte Bussy lachend.

„Morbleu! Ich antworte ihm, daß ich, in Bezug auf Freundschaft, ein Undankbarer, und in Bezug auf Tugend ein Gottloser bin; was ihn aber nicht hindert, halsstarrig zu bleiben, und seufzend zu wiederholen: „„Ah! Saint-Luc, die Freundschaft ist also nur eine Chimäre! Ah! Saint-Luc, die Tugend ist also nur ein Name!"" Nur wenn er dieß Französisch gesagt hat, sagt er es wieder Lateinisch, und wiederholt es Griechisch."

Bei diesem schnellen wunderlichen Einfalle, brach der Page, welchen Saint-Luc noch nicht im Mindesten beachtet hatte, in ein lautes Gelächter aus.

„Was wollen Sie, lieber Freund? Er glaubt, Sie zu rühren. Bis repetita placent.*) Aus noch stärkerem Grunde... ter.**) Aber ist's dieß Alles, was ich für Sie thun kann?"

„Ah! mein Gott, ja; wenigstens fürcht' ich mich davor."

*) „Zweimal Wiederholtes gefällt."
**) „Dreimal." D. Ueb.

„Dann ist's geschehen.“

„Wie so?“

„Ich habe Alles vermuthet, was geschehen ist, und zum voraus Alles Ihrer Frau gesagt.“

„Und was hat sie geantwortet?“

„Sie hat Anfangs nicht glauben wollen. Aber,“ setzte Bussy hinzu, einen Blick in der Richtung nach der Fenstervertiefung entsendend, „ich hoffe, daß sie zuletzt in die Evidenz sich gefügt haben wird. Verlangen Sie also etwas Anderes von mir, etwas Schwierigeres, sogar Unmögliches; dann wird es ein Vergnügen seyn, es zu unternehmen.“

„Nun denn, mein lieber Bussy, entlehnen Sie auf einige Augenblicke von dem artigen Ritter Astolf das Flügelroß, und bringen Sie es unter eines von meinen Fenstern; ich werde hinter Ihnen aufsitzen, und Sie werden mich zu meiner Frau führen. Es steht Ihnen nachher frei, Ihre Reise dem Monde zu fortzusetzen, so gut es Ihnen dünkt.“

„Mein Lieber,“ sagte Bussy, „es giebt etwas Einfacheres, nämlich: das Flügelroß Ihrer Frau zu bringen, und daß Ihre Frau Sie besuche.“

„Hier?“

„Ja, hier.“

„Im Louvre?“

„Im Louvre selbst. Wär dieß nicht weit drolliger noch? Sagen Sie an!“

„O! mordieu! Ich glaube wohl.“

„Würden Sie sich nicht mehr langweilen?“

„Nein, meiner Treue!“

„Denn Sie langweilen sich, haben Sie mir gesagt?“

„Fragen Sie Chicot. Seit diesem Morgen hab' ich einen Abscheu gegen ihn gefaßt, und ihm drei Degenstiche angetragen. Der Spitzbube hat sich geärgert, daß es zum Todtlachen war. Wohlan! ich habe mein Gesicht nicht im mindesten verändert. Aber ich glaube, daß ich, wenn es so fortwährt, ihn tödten werde, lediglich um mich zu zerstreuen, oder mich von ihm tödten lassen.“

„Zum Henker! treiben Sie Ihr Spiel nicht mit ihm; Sie wissen, daß Chicot ein tüchtiger Fechter ist. Sie würden sich wohl noch weit mehr in einem Sarge langweilen, als Sie sich in Ihrem Gefängnisse langweilen.“

„Meiner Treue, ich will nichts davon wissen.“

„Nun,“ sagte Bussy lachend, „wollen Sie, daß ich Ihnen meinen Pagen gebe?“

„Mir?“

„Ja, er ist ein vortrefflicher Junge.“

„Ich danke,“ erwiederte Saint-Luc, „ich verabscheue die Pagen. Der König hat mir angetragen, jenen von den Meinigen kommen zu lassen, der mir am meisten gefiele, und ich hab's abgelehnt. Bieten Sie ihn dem Könige an, der sein Haus einrichtet. Wenn ich von da fortgehe, werde ich thun, was man zu Chenonceaux, zur Zeit des grünen Gastmahles thut, ich werde mich nur von Frauenzimmern bedienen lassen.“

„Bah!" sagte Bussy beharrlich, „versuchen Sie es immerhin."

„Bussy," versetzte Saint=Luc verdrießlich, „es ist nicht schön von Ihnen, daß Sie so Ihren Spaß mit mir treiben."

„Folgen Sie mir."

„Nein doch."

„Wenn ich Ihnen sage, daß ich weiß, was Sie brauchen."

„Nein, nein, nein, hundertmal nein!"

„Holla! Page, kommen Sie hieher!"

„Mordieu!" rief Saint=Luc aus.

Der Page verließ sein Fenster, und kam ganz erröthend.

„O, o!" murmelte Saint=Luc, erstaunt, Johanna in Bussy's Livrée zu erkennen.

„Wohlan!" fragte Bussy, „muß ich ihn fortschicken?"

„Nein, bei Gott! nein," rief Saint=Luc aus. „Ah! Bussy, Bussy, ich schulde Ihnen eine ewige Freundschaft!"

„Sie wissen, daß man Sie nicht hört, Saint=Luc, aber daß man Sie sieht."

„Es ist wahr," sagte dieser, und nachdem er zwei Schritte auf seine Frau zu gemacht hatte, that er drei zurück.

Wirklich begann Herr von Nancey, über Saint=Luc's allzu ausdrucksvolle Pantomime erstaunt, zu horchen,

als ein großer Lärm, vom Rathsaale her, ihn aus seinem Nachsinnen ausscheuchte. „Ah! mein Gott!“ rief Herr von Nancey aus, „der König zankt mit irgend Jemanden, wie mir dünkt.“

„Ich glaub's wirklich,“ erwiederte Bussy, den Besorgten spielend; „sollte es zufällig der Herr Herzog von Anjou seyn, mit dem ich gekommen bin?“

Der Capitain des Gardes schnallte seinen Degen um, und ging in der Richtung der Gallerie fort, wo in der That der Lärm eines lebhaften Zwistes durch Gewölbe und Mauern drang.

„Sagen Sie, ob ich die Sachen nicht gut gemacht habe?“ fragte Bussy, sich zu Saint-Luc wendend.

„Was giebt's denn dort?“ fragte dieser.

„Der Herzog von Anjou und der König zerreissen sich dort in diesem Augenblicke, und da dieß ein herrliches Spectakel seyn muß, so eile ich hin, um nichts davon verloren gehen zu lassen. Benützen Sie diesen lärmenden Zank, nicht um zu fliehen, sondern um an einen sichern Ort diesen schönen Pagen zu bringen, den ich Ihnen schenke; ist's möglich?“

„Ja, pardieu! und wenn es übrigens nicht so wäre, so müßte es wohl so werden; aber leider hab' ich den Kranken gespielt, ich hüte das Zimmer.“

„In diesen Falle, Adieu, Saint-Luc; Madame, vergessen Sie mich in Ihren Gebeten nicht!“

Und Bussy, ganz lustig, Heinrich **III.** diesen schlimmen Streich gespielt zu haben, verließ das Vorzimmer,

und kam in die Gallerie, wo der König, zornglühend, dem vor Wuth blassen Herzoge von Anjou behauptete, daß bei dem Auftritte in der vergangenen Nacht, Bussy der Herausforderer war.

„Ich bekräftige Ihnen, Sire," rief der Herzog von Anjou aus, „daß von Epernon, Schomberg, von O, Maugiron und Quélus, ihn am Hôtel des Tournelles erwarteten."

„Wer hat es Ihnen gesagt?"

„Ich selbst habe sie gesehen, Sire, mit meinen beiden Augen gesehen."

„In der Dunkelheit, nicht wahr? Die Nacht war finster, wie das Innere eines Ofens."

„Daher hab' ich sie nicht am Gesichte erkannt."

„Woran sonst? An den Schultern?"

„Nein, Sire, an der Stimme."

„Haben sie mit Ihnen gesprochen?"

„Sie haben mehr gethan, als dieß; sie haben mich für Bussy gehalten, und angegriffen."

„Sie?"

„Ja, mich."

„Und was wollten Sie an dem Thore Saint-Antoine thun?"

„Was liegt Ihnen daran!"

„Ich will es wissen, ich bin heute neugierig."

„Ich ging zu Manassès."

„Zu Manassès, einem Juden!"

„Sie gehen auch zu Ruggieri, einem Schwarzkünstler."

„Ich gehe, wohin ich will; ich bin der König."

„Das heißt nicht antworten, das heißt zu Boden schlagen."

„Uebrigens ist, wie ich es gesagt habe, Bussy der Herausforderer gewesen."

„Bussy?"

„Ja."

„Wo denn!"

„Auf dem Balle bei Saint-Luc."

„Bussy hat fünf Männer herausgefordert? Gehen Sie doch! Bussy ist tapfer, aber Bussy ist kein Narr."

„Noch dazu, mordieu! sag' ich Ihnen, daß ich die Herausforderung gehört habe. Uebrigens war er derselben wohl fähig, weil er, trotz dem was Sie sagten, Schomberg am Schenkel, von Epernon am Arme verwundet, und Quélus fast todtgeschlagen hat."

„Ah! wahrlich," versetzte der Herzog, „davon hatte er mir nichts gesagt. Ich werde ihm hiewegen mein Compliment machen."

„Und ich," erwiederte der König, „werde Niemand becomplimentiren, aber mit diesem Krakeeler ein Beispiel statuiren."

„Ich," sagte der Herzog, „ich, den Ihre Freunde angreifen, nicht bloß in der Person Bussy's, sondern auch in der meinigen, werde erfahren, ob ich Ihr Bruder bin, und ob es in Frankreich, Eure Majestät ausgenommen, einen einzigen Mann gebe, der das Recht

habe, mir in's Gesicht zu schauen, ohne daß er, in Ermangelung der Ehrerbietung, aus Furcht die Augen niederschlage."

In diesem Augenblicke, vom Lärme der beiden Brüder angelockt, erschien Bussy, galant in sanftgrünen Atlaß mit Rosenschleifen gekleidet.

„Sire," sagte er, vor Heinrich **III.** sich verbeugend, „geruhen Sie, meine unterthänigste Ehrfurcht zu genehmigen."

„Pardieu! da ist er," sagte Heinrich.

„Eure Majestät, wie es scheint, erwiesen mir die Ehre, sich mit mir zu beschäftigen?" fragte Bussy.

„Ja," antwortete der König, „und ich bin sehr erfreut, Sie zu sehen; was man mir auch gesagt haben mag, Ihr Gesicht zeugt von Gesundheit."

„Sire, das abgezapfte Blut erfrischt das Gesicht," versetzte Bussy, „und ich muß heute Abend ein sehr frisches Gesicht haben."

„Wohlan! weil man Sie geschlagen, weil man Sie gequetscht hat, so klagen Sie, Seigneur von Bussy, und ich werde Ihnen Recht sprechen."

„Erlauben Sie, Sire," sagte Bussy, „man hat mich weder geschlagen, noch gequetscht, und ich klage nicht."

Heinrich schaute erstaunt den Herzog von Anjou an.

„Wohlan! was sagten Sie denn?" fragte er.

„Ich sagte, daß Bussy einen Degenstich erhalten hat, der ihm in die Weiche drang."

„Ist's wahr, Bussy?" fragte der König.

„Da es der Bruder Eurer Majestät versichert," antwortete er, „so muß es wahr seyn; ein erster Prinz von Geblüt würde nicht lügen."

„Und mit einem Degenstiche in der Weiche klagen Sie nicht?" sagte Heinrich.

„Ich würde nicht klagen, Sire, wenn man, um mich zu verhindern, mich selbst zu rächen, mir die rechte Hand abschnitte; ich würde mich, hoff' ich wohl," fuhr der unverbesserliche Duellant fort, „noch mit der linken Hand rächen."

„Unverschämter!" murmelte Heinrich.

„Sire," sagte der Herzog von Anjou, „Sie haben von Recht gesprochen, wohlan! sprechen Sie Recht; wir verlangen nichts Besseres. Gebieten Sie eine Untersuchung, ernennen Sie Richter, damit man genau erfahre, von welcher Seite das vorsätzliche Auflauern kam, und wer den Mord vorbereitet hatte."

Heinrich erröthete.

„Nein," entgegnete der König, „ich will lieber dießmal nicht wissen, wer die Schuldigen sind, und Jedermann in eine allgemeine Verzeihung einschließen. Ich will lieber, daß diese wilden Feinde sich aussöhnen, und es ist mir unangenehm, daß Schomberg und von Epernon durch ihre Wunden zu Hause zurückgehalten sind. Sagen Sie, Herr von Anjou, welcher war der Wüthendste von allen meinen Freunden, nach Ihrer Meinung? Sprechen Sie, es muß Ihnen leicht seyn, da Sie behaupten, sie gesehen zu haben."

„Sire," erwiederte der Herzog von Anjou, „Quélus war's."

„Meiner Treue, ja," sagte Quélus, „ich läugne es nicht, und Seine Hoheit haben gut gesehen."

„Dann," versetzte der König, „mögen Herr von Bussy und Herr von Quélus sich im Namen Aller versöhnen."

„O! o!" fragte Quélus, „was bedeutet dieß, Sire?"

„Dieß bedeutet, daß ich will, daß man sich hier umarme, in meiner Gegenwart, auf der Stelle."

Quélus runzelte die Stirne.

„Ei was, Signor," sagte Bussy, indem er sich zu Quélus umwendete, und Pantalons italienische Geberde nachahmte, „werden Sie mir diese Gunst nicht erweisen?"

Der schnelle wunderliche Einfall kam so unerwartet, und Bussy hatte ihn mit so viel Geschick ausgeführt, daß selbst der König zu lachen begann. Dann sagte er, Quélus sich nähernd: „Nun, mein Herr, der König will es."

Und er warf ihm die beiden Hände um den Hals.

„Ich hoffe, daß dieß Sie zu nichts verbindet," sagte Quélus ganz still zu Bussy.

„Seyen Sie unbesorgt," erwiederte Bussy im nämlichen Tone. „Wir werden uns nächster Tage treffen."

Quélus, ganz roth und mit ganz zerzauseten Haaren, fuhr wüthend zurück. Heinrich runzelte die Stirne,

und Bussy, immer noch pantalonirend, drehte sich im Kreise herum, und verließ den Rathsaal. Durch diese groteske Umarmung hatte er sich einen Todfeind gemacht.

Fünftes Kapitel.

Wie es vor König Heinrichs III. Schlafengehen zuging.

Nach dieser als Tragödie begonnenen, und als Comödie beendigten Scene, und wovon das Gerücht, wie ein Echo des Louvre nach Außen gedrungen, in der Stadt sich verbreitete, begab sich der König, ganz erzürnt, in sein Gemach, von Chicot gefolgt, der zu soupiren verlangte.

„Ich habe keinen Hunger," sagte der König, über die Schwelle seiner Thüre tretend.

„Es ist möglich," erwiederte Chicot; „aber ich werde wüthend vor Hunger, und ich möchte zugreifen."

Der König that, als ob er ihn nicht gehört hätte. Er häckelte seinen Mantel los, den er auf sein Bett legte, nahm seinen Faltenhut ab, der auf seinem Kopfe mit langen schwarzen Nadeln befestiget war, und warf ihn auf seinen Armstuhl, näherte sich dann dem Verbindungsgange, der zu Saint-Luc's Zimmer führte, welches von dem seinigen nur durch eine einfache Wand getrennt war, und sagte: „Erwarte mich hier, Narr, ich komme zurück."

„O! beeile Dich nicht, mein Sohn," versetzte Chicot, „beeile Dich nicht; ich wünsche sogar," fuhr er fort, Heinrich's Schritt hörend, der sich entfernte, „daß Du mir die Zeit lassest, Dir eine kleine Ueberraschung zu bereiten." Dann, als das Geräusch der Schritte völlig verstummt war, rief er, die Thüre des Vorzimmers öffnend: „Holla!"

Ein Diener erschien.

„Der König hat sich anders besonnen," sagte er, „er will ein hübsches Abendessen, ein feines Abendessen für sich und Saint-Luc. Vorzüglich hat er den Wein empfohlen; gehen Sie, Lakei."

Der Diener drehte sich auf seinen Hacken, und eilte, Chicot's Befehle zu vollziehen, die er zweifellos für des Königs Befehle hielt.

Heinrich war, wie wir gesagt haben, in das Zimmer von Saint-Luc gegangen, der, vom Besuche Seiner Majestät in Kenntniß gesetzt, sich niedergelegt hatte, und Gebete von einem alten Diener sich vorlesen ließ, welcher ihm in das Louvre gefolgt, und mit ihm zum Gefangenen gemacht worden war. In einem vergoldeten Armstuhle, in einer Ecke, den Kopf zwischen seinen beiden Händen, schlief fest der von Bussy mitgebrachte Page.

Mit einem Blicke übersah der König dieß Alles.

„Wer ist dieser junge Mensch?" fragte er Saint-Luc unruhig.

„Haben Eure Majestät, indem Sie mich hier zu-

rückhielten, mich nicht ermächtiget, einen Pagen kommen zu lassen?"

„Ja, gewiß," antwortete Heinrich III.

„Wohlan! ich habe die Erlaubniß benützt, Sire."

„Ah! Ah!"

„Reuet es Eure Majestät, mir diese Zerstreuung bewilliget zu haben?" fragte Saint-Luc.

„Nein, mein Sohn, nein; im Gegentheile, zerstreue Dich. Nun denn! Wie befindest Du Dich?"

„Sire," antwortete Saint-Luc, „ich habe ein starkes Fieber."

„In der That," sagte der König, „Dein Gesicht ist purpurroth, mein Sohn. Laß Dir an den Puls fühlen, Du weißt, daß ich ein wenig Arzt bin."

Saint-Luc reichte die Hand mit einer sichtbaren Bewegung übler Laune.

„Ja wohl!" sagte der König, „aussetzend, aufgeregt."

„O! Sire," erwiederte Saint-Luc, „weil ich wahrhaftig sehr krank bin."

„Sey ruhig," versetzte der König, „ich werde Dich von meinem Leibarzte behandeln lassen."

„Ich danke, Sire."

„Ich selbst werde Dich warten."

„Sire, ich werde nicht zugeben."

„Ich werde mir ein Bett in Deinem Zimmer richten lassen, Saint-Luc. Wir werden die ganze Nacht mit einander plaudern. Ich habe Dir tausend Dinge zu sagen."

„Ah!“ rief Saint-Luc verzweiflungsvoll aus, „Sie nennen sich Arzt, Sie nennen sich meinen Freund, und wollen mich hindern, zu schlafen? Morbleu! Doctor, Sie haben eine drollige Manier, Ihre Kranken zu behandeln! Morbleu! Sire, Sie haben eine sonderbare Art, Ihre Freunde zu lieben.“

„Wie! Du bist krank und willst allein bleiben?“

„Sire, mein Page Johann ist bei mir.“

„Aber er schläft.“

„So will ich die Leute haben, die bei mir wachen; wenigstens verhindern sie mich nicht, selbst zu schlafen.“

„Mindestens laß mich bei Dir wachen. Ich werde nur mit Dir sprechen, wenn Du wach bist.“

„Sire, ich bin erwachend sehr mürrisch, und man muß sehr an mich gewöhnt seyn, um mir alle die Albernheiten zu verzeihen, die ich sage, bevor ich ganz erwache.“

„Wohlan, es sey! Wohne aber wenigstens meinem Schlafengehen bei.“

„Und ich werde nachher ungehindert mich entfernen können, um in das Bett zu gehen?“

„Ganz ungehindert.“

„Nun denn, es sey! Aber ich werde einen traurigen Höfling spielen, ich stehe Ihnen gut dafür. Ich falle um vor Schlaf.“

„Du wirst nach Deinem Belieben gähnen.“

„Welche Tyrannei!“ sagte Saint-Luc, „da Sie alle Ihre übrigen Freunde haben.“

„Ah! ja, sie sind in einem saubern Zustande, und

Bussy hat sie mir wohl zugerichtet. Dem Schomberg ist der Schenkel gespalten, dem von Epernon das Handgelenk aufgeschlitzt, wie ein spanischer Aermel; Quélus ist von seinem gestrigen Faustschlage und von seiner heutigen Umarmung noch ganz betäubt. Nun bleiben von O noch übrig, der mich zum Sterben langweilt, und Maugiron, der mit mir schmollt. Auf! wecke diesen großen Taugenichts von Pagen, und laß Dir einen Schlafrock anziehen."

„Sire, wenn Eure Majestät mich verlassen wollen."

„Warum?"

„Die Ehrfurcht . . . ."

„Geh doch!"

„Sire, in fünf Minuten werde ich bei Eurer Majestät seyn."

„In fünf Minuten, es sey! Aber nicht mehr als fünf Minuten, hörst Du; und während dieser fünf Minuten ersinne mir schöne Mährchen, Saint-Luc, damit wir ein wenig zu lachen haben."

Hierauf ging der König, der halb erhalten hatte, was er wollte, halb zufrieden fort. Kaum hatte sich die Thüre hinter ihm wieder geschlossen, als der Page aus dem Schlafe auffuhr, und mit einem Sprunge am Thürvorhange war.

„Ah! Saint-Luc," sagte er, als das Geräusch der Schritte sich verloren hatte, „Sie wollen mich wieder verlassen. Mein Gott, welche Marter! Ich sterbe hier vor Schrecken. Wenn man entdeckte, . . ."

„Meine liebe Johanna," erwiederte Saint-Luc, „Kaspar da," und er wies auf den alten Diener, „wird Sie gegen jede Indiscretion schützen."

„Dann ist's eben so gut, wenn ich fortgehe," sagte die junge Frau erröthend.

„Wenn Sie es durchaus verlangen, Johanna," versetzte Saint-Luc mit einem betrübten Tone, „werde ich Sie in das Hôtel Montmorency zurückführen lassen; denn das Passirverbot gilt nur mir. Aber wenn Sie eben so gut als schön wären, wenn Sie für den armen Saint-Luc einige Gefühle im Herzen hegten, würden Sie einige Augenblicke seiner harren. Ich werde so viel im Kopfe, an den Nerven und im Leibe leiden, daß der König, eines so traurigen Gesellschafters überdrüssig, mich in mein Bett schicken wird."

Johanna schlug die Augen unter. „Gehen Sie also," sagte sie, „ich werde warten; aber ich sage Ihnen, wie der König: bleiben Sie nicht lange aus."

„Johanna, meine liebe Johanna, Sie sind anbetungswürdig," erwiederte Saint-Luc; „verlassen Sie sich auf mich, daß ich so bald als möglich zu Ihnen zurückkehren werde. Uebrigens kommt mir ein Gedanke, ich will ihn ein wenig zur Reife bringen, und Ihnen, nach meiner Rükkehr, mittheilen."

„Ein Gedanke, der . . . Ihnen die Freiheit wiedergeben wird?"

„Ich hoffe es."

„Dann gehen Sie!"

„Kaspar," sagte Saint-Luc, „verhindere, daß Jemand hier eintrete. Dann, nach einer Viertelstunde, schließe die Thüre mit dem Schlüssel zu; bringe mir diesen Schlüssel zum Könige. Geh in's Hôtel, und sage dort, daß man wegen der Frau Gräfin nicht besorgt seyn möge, und kehre erst morgen zurück."

Kaspar versprach lächelnd, die Befehle zu vollziehen, welche die junge Frau erröthend angehört hatte.

Saint-Luc ergriff die Hand seiner Frau, küßte sie zärtlich, und eilte in Heinrich's Gemach, der schon ungeduldig wurde.

Johanna, ganz allein und ganz zitternd, duckte sich in den weiten Vorhang, der von den Bettstangen herabhing, und suchte dort, sinnend, besorgt, zornig, ihrerseits ein Mittel, aus der sonderbaren Lage, worin sie sich befand, siegreich hervorzugehen.

Als Saint-Luc in das Gemach des Königes trat, wurde er von einem scharfen und wollüstigen Wohlgeruche angeweht, den das königliche Zimmer aushauchte. Die Füße Heinrich's ruhten wirklich auf hingestreuten Blumen, deren Stengel man abgeschnitten hatte, aus Besorgniß, sie möchten die zarte Haut Seiner Majestät verletzen; Rosen, Jasmine, Veilchen, Levkojen, bildeten, trotz der strengen Jahreszeit, einen milden und duftenden Teppich für König Heinrich III.

Das Gemach, dessen Plafond man abgehoben und mit schönen Malereien auf Leinwand geschmückt hatte, war, wie wir es gesagt haben, mit zwei Betten möblirt,

und das Eine von ihnen so breit, daß es, obgleich sein Pfühl sich an die Mauer schmiegte, fast ein Drittheil des Zimmers einnahm. Dieses Bett hatte eine Tapete von Gold und Seide mit mythologischen Personen, vorstellend die Geschichte von Cenée oder Cenis, bald Mann und bald Weib, welche Metamorphose, wie man sich denken kann, ohne die fantastischesten Anstrengungen der Einbildungskraft des Fürsten nicht zu Stande kam. Der Betthimmel war von Silberstoff, mit Goldlahn und seidenen Figuren durchwirkt, und das reichgestickte königliche Wappen an jenem Theile des Baldachins angebracht, der, an die Wand gelehnt, den Pfühl des Bettes bildete. Die Fenster waren eben so tapezirt, wie die Betten, und die Canapé's und Armstühle mit dem nämlichen Stoffe überzogen, wie jener des Bettes und der Fenster. Von der Mitte des Plafond hing an einer goldenen Kette eine Lampe von vergoldetem Silber herab, worin ein Oel brannte, das, sich verzehrend, einen auserlesenen Wohlgeruch verbreitete. Rechts vom Bette hielt ein goldener Satyr einen Candelaber, auf welchem vier rosenrothe, gleichfalls parfümirte Kerzen brannten. Diese Kerzen, so dick wie Wachskerzen, gaben ein Licht, welches, mit jenem der Lampe vereiniget, das Zimmer genügend erleuchtete.

Der König, die nackten Füsse auf die Blumen gestellt, womit der Boden überstreuet war, saß auf einem mit Gold eingelegten Ebenholzstuhle; auf seinem Schooße hatte er sieben oder acht kleine, ganz junge, langhaa-

rige Jagdhunde, deren frische Schnauzen sanft seine Hände kitzelten. Zwei Diener sonderten und frisirten seine zurückgestreiften Haare, wie jene eines Frauenzimmers, seinen hackenförmigen Knebelbart, und seinen spärlichen und flockenartigen Bart. Ein Dritter überstrich das Gesicht des Fürsten mit einer öligen Schichte von rosenrothem Milchrahme von einem ganz besonderen Geschmacke und dem lieblichsten Dufte.

Heinrich schloß die Augen, und ließ mit der Majestät und dem Ernste eines indischen Gottes gewähren. „Saint-Luc," sagte er, „wo ist Saint-Luc?"

Saint-Luc trat ein. Chicot nahm ihn bei der Hand, und führte ihn zum Könige.

„Da," sagte er zu Heinrich, „da ist er, Dein Freund Saint-Luc, befiehl ihm, sich das Gesicht zu reinigen, oder vielmehr, sich auch mit Milchrahm zu überstreichen; denn wenn Du nicht diese unerläßliche Vorsichtsmaßregel ergreifest, wird etwas Widriges geschehen: entweder wird er für Dich zu schlecht riechen, der Du so gut riechest, oder Du wirst zu gut für ihn riechen, der nichts riechen wird. Nun, die Salben und Kämme her!" indem er sich in einen großen Armstuhl streckte, „ich will's auch versuchen."

„Chicot, Chicot!" rief Heinrich aus: „Ihre Haut ist zu trocken, und würde eine zu große Menge von Milchrahm einsaugen; es ist kaum für mich genug da, und Ihr Haar ist so hart, daß es meine Kämme zerbrechen würde."

„Meine Haut ist im Feldzuge für Dich trocken geworden, undankbarer Fürst! und wenn mein Haar so hart ist, so kommt dieß daher, daß die Hemmnisse, die Du mir in den Weg legest, sie beständig gesträubt halten. Aber wenn Du mir den Milchrahm für meine Wangen verweigerst, nämlich für mein Aeußeres, so ist's gut, mein Sohn, ich sag Dir nur dieß."

Heinrich zuckte die Achseln wie ein Mann, der wenig gestimmt ist, sich an den Späßen seines Narren zu ergötzen.

„Lassen Sie mich," sagte er, „Sie reden albern." Dann, sich zu Saint-Luc wendend: „Nun denn, mein Sohn, das Kopfweh?"

Saint-Luc fuhr mit der Hand an seine Stirne, und ächzte.

„Stelle Dir vor," fuhr Heinrich fort, „ich habe Bussy d'Amboise gesehen. O weh . . . mein Herr," sagte er zum Friseur, „Sie brennen mich."

Der Friesenr kniete nieder.

„Sie haben Bussy d'Amboise gesehen, Sire," sagte Saint-Luc ganz schaudernd.

„Ja," antwortete der König; „begreifst Du jene Dummköpfe, die ihn zu Fünfen angegriffen, und doch verfehlt haben? Ich werde sie rädern lassen. Wenn Du dort gewesen wärest? Sag an, Saint-Luc."

„Sire," antwortete der junge Mann, „es ist wahrscheinlich daß ich nicht glücklicher gewesen wäre, als meine Kameraden."

„Geh doch! Was sprichst Du da? ich wette zehntausend Thaler, daß Du Bussy zehnmal triffst, bis Bussy Dich sechsmal trifft. Pardieu! wir müssen dieß morgen sehen. Fichst Du noch immer, mein Kind?"

„Ja wohl, Sire."

„Ich frage, ob Du Dich oft übest?"

„Fast täglich wenn ich mich wohl befinde. Aber wenn ich krank bin, Sire, taug' ich durchaus zu nichts."

„Wie oft trafest Du mich?"

„Wir blieben uns beinahe immer gleich, Sire."

„Ja; aber ich fechte besser, als Bussy. Mordieu!" sagte Heinrich zu seinem Barbier, „Sie reissen mir den Knebelbart aus!"

Der Barbier kniete nieder.

„Sire," sagte Saint-Luc, „geben Sie mir ein Mittel an gegen das Herzweh."

„Du mußt essen," erwiederte der König.

„O! Sire, ich glaube, daß Sie sich täuschen."

„Nein, ich versichere Dir."

„Du hast Recht, Valois," sagte Chicot, „und da ich starkes Herz- oder Magenweh habe, ich weiß nicht recht welches, so verschreibe ich das Recept." Und man vernahm ein sonderbares Geräusch, ähnlich demjenigen, welches durch die sehr vervielfachte Bewegung der Kinnladen eines Affen entsteht.

Der König kehrte sich um, und sah Chicot, der, nachdem er ganz allein das doppelte Abendessen verschlungen, welches er im Namen des Königes hatte

bringen lassen, lärmend seine Kinnladen spielen ließ, fortwährend den Inhalt einer japanischen Porcellantasse kostend.

„Nun denn!“ sagte Heinrich, „was Teufels treiben Sie da, Herr Chicot?“

„Ich nehme meinen Milchrahm innerlich zu mir,“ antwortete Chicot, „weil er mir äusserlich verboten ist.“

„Ah! Verräther,“ rief der König aus, indem er mit dem Kopfe eine so unglückliche halbe Wendung machte, daß der teigige Finger des Kammerdieners den Mund des Königes mit Milchrahm füllte.

„Iß, mein Sohn,“ sagte Chicot ernsthaft. „Ich bin nicht so tyranisch, wie Du; innerlich oder äußerlich, ich erlaube Dir Beides.“

„Mein Herr, Sie ersticken mich,“ sagte Heinrich zum Kammerdiener.

Der Kammerdiener kniete nieder, wie es der Friseur und der Barbier gemacht hatten.

„Man gehe und hole meinen Capitain des Gardes,“ rief Heinrich aus, „man gehe, und hole ihn auf der Stelle!“

„Und wozu Deinen Capitain des Gardes?“ fragte Chicot, indem er mit seinem Finger in das Innere der Porcellantasse fuhr, und dann seinen Finger zwischen seine Lippen schlüpfen ließ.

„Damit er mit seinem Degen Chicot's Leib durchbohre, und aus ihm einen Braten für meine Hunde mache, wie mager er auch seyn möge.“

Chicot streckte sich empor, setzte den Hut schräg, und sagte: „Mordieu! Vom Chicot Deinen Hunden, vom Edelmann Deinen Vierfüßlern! Nun denn, er soll nur kommen, mein Sohn, Dein Capitain des Gardes, und wir werden sehen."

Und Chicot zog seinen langen Degen, mit dem er so possirlich gegen den Friseur, gegen den Barbier und gegen den Kammerdiener focht, daß der König sich des Lachens nicht enthalten konnte.

„Aber mich hungert," sagte der König mit kläglicher Stimme, „und der Spitzbube hat das Abendessen ganz allein verzehrt."

„Du bist ein wunderlicher Kopf, Heinrich," versetzte Chicot. „Ich habe Dir angeboten, Dich an den Tisch zu setzen, und Du hast es verweigert. Jedenfalls bleibt Deine Fleischbrühe übrig. Ich habe keinen Hunger mehr, und will mich niederlegen.

Inzwischen war der alte Kaspar gekommen, um seinem Herrn den Schlüssel zu bringen.

„Ich auch," sagte Saint=Luc; „denn wenn ich länger aufbliebe, würde ich gegen meine Ehrfurcht vor dem Könige mich verfehlen, indem ich in seiner Gegenwart von nervösen Anfällen ergriffen würde. Ich fühle Frost."

„Da, Saint=Luc," sagte der König dem jungen Manne eine Handvoll junge Hunde reichend, nimm mit, nimm mit!"

„Wozu?" fragte Saint=Luc.

„Um sie bei Dir schlafen zu lassen; sie werden Dein Uebel bekommen, und Du wirst es verlieren.“

„Ich danke, Sire,“ erwiederte Saint-Luc die Hunde wieder in ihren Korb legend, „ich habe kein Vertrauen auf Ihr Recept.“

„Ich werde Dich heute Nacht besuchen, Saint-Luc,“ sagte der König.

„O! kommen Sie nicht, Sire, ich bitte Sie darum,“ versetzte Saint-Luc; „Sie würden mich aus dem Schlafe aufschrecken, und man sagt, daß dieß epileptisch mache.“ Und somit, vor dem Könige sich verbeugend, verließ er das Gemach, von Freundschaftszeichen gefolgt, die Heinrich an ihn verschwendete, so lang' er ihn sehen konnte.

Chicot war schon verschwunden. Die wenigen Personen, welche dem Schlafengehen beigewohnt hatten, entfernten sich auch. Bei dem Könige blieben nur noch die Diener, welche ihm das Gesicht mit einer feinen, mit parfürmirter Salbe bestrichenen Leinwandmaske bedeckten. Oeffnungen für die Nase; für die Augen und für den Mund, waren in dieser Maske angebracht. Eine Mütze von einem Seiden- und Silberstoffe befestigte sie auf der Stirne und an den Ohren. Dann steckte man die Arme des Königs in eine mit zarter Seide und Watt sehr weich gefütterte Nachtjacke von Rosaatlaß; dann reichte man ihm Handschuhe von so geschmeidigem Felle, daß man sie für gestrickt gehalten hätte. Diese Handschuhe reichten bis zu den Elbogen,

und waren inwendig mit einem parfümirten Oele gesalbt, das ihnen diese Elasticität verlieh, deren Ursache man äußerlich vergebens suchte.

Als diese Geheimnisse der königlichen Toilette beendiget waren, ließ man Heinrich seine Kraftbrühe in einer goldenen Tasse trinken; aber bevor er sie an seine Lippen brachte, goß er die Hälfte davon in eine andere, der seinigen ganz ähnliche Tasse, und befahl, diese Hälfte Saint-Luc zu bringen, und in seinem Namen ihm eine gute Nacht zu wünschen.

Nun kam die Reihe an Gott, der an diesem Abende, ohne Zweifel wegen der großen Gedankenvertieftheit des Königes, ziemlich kurz abgefertiget wurde. Heinrich betete nur ein einziges Gebet, ohne auch nur seine geweihten Rosenkränze zu berühren; dann ließ er sein mit Coriander, Benzoe und Zimmet durchwärmtes Bett öffnen.

Wie nun Heinrich einmal auf seinen zahlreichen Kissen bequem lag, befahl er, daß man die aufgestreueten Blumen entferne, welche die Luft des Gemaches zu verdichten begannen. Man öffnete einige Secunden lang die Fenster, um diese allzu dichte Luft zu erneuern. Hierauf brannte ein großes Feuer von Rebholz im Marmorkamine, und, wiewohl schnell wie ein Meteor, erlosch es dennoch nicht eher, als bis es seine süsse Wärme im ganzen Gemache verbreitet hatte. Dann schloß der Kammerdiener Alles, Thür und andere Vorhänge, und ließ den großen Lieblingshund des Königes

eintreten, welcher Narcissus hieß. Mit einem Satze sprang er auf das Bett des Königes, trippelte, drehte sich einen Augenblick umher, und legte sich nieder, indem er sich quer über die Füsse seines Herrn hinstreckte. Endlich löschte man die rosenrothen Kerzen aus, die in den Händen des goldenen Satyrs brannten, dämpfte das Licht der Nachtlampe, indem man einen schwächeren Docht einfügte, und der mit diesen Geschäfte beauftragte Diener ging nun auch auf den Fußspitzen fort.

Weit ruhiger, unbekümmerter, vergeßlicher, als jene in ihren fetten Abteien vergrabenen müßigen Mönche seines Königreiches, gab sich der König von Frankreich nicht länger die Mühe, zu denken, daß es ein Frankreich gebe. Er schlief.

Eine halbe Stunde nachher sahen die Leute, welche in den Gallerien wachten, und von ihren verschiedenen Posten aus die Fenster von Heinrich's Gemache gewahren konnten, durch die Vorhänge die königliche Lampe völlig erlöschen, und die Silberstrahlen des Mondes das sanfte Rosalicht auf den Fensterscheiben ersetzen, das sie röthete. Sie dachten folglich, daß Seine Majestät immer besser schliefen. In diesem Augenblicke war jeder Lärm von Innen und von Außen verhallt, und man hätte die schweigsamste Fledermaus in den düsteren Corridoren des Louvre schwirren gehört.

Sechstes Kapitel.

Wie König Heinrich gleich den andern Tag sich bekehrt zeigte, ohne daß Jemand die Ursache dieser Bekehrung wußte.

So vergingen zwei Stunden. Plötzlich erscholl ein furchtbares Geschrei. Dieses Geschrei kam aus dem Gemache des Königes.

Indessen war die Nachtlampe immer noch erloschen, tiefe Stille herrschte, und kein Lärm ließ sich vernehmen, außer das sonderbare Rufen des Königs. Denn der König war's, der geschrien hatte.

Bald hörte man das Getöse eines Möbels, welches fiel, eines Porcellans, das in Stücke brach, unsinnig im Zimmer rennender Schritte; dann erhoben sich von Neuem Schreie mit Hundegebelle vermischt. Alsogleich brennen die Lichter, die Degen blitzen in den Gallerien, und die schwerfälligen Tritte der schlaftrunkenen Gardisten erschüttern die massiven Pfeiler.

„Zu den Waffen!“ schrie man von allen Seiten, „zu den Waffen! der König ruft, eilen wir zum Könige!“

Und im nämlichen Augenblicke, mit wetteifernder Hast fortrennend, stürzten der Capitain des Gardes, der Oberst der Schweizer, die Bewohner des Schlosses, die diensthabenden Büchsenschützen, in das königliche Gemach, das allsogleich ein Lichtstrom durchwogte: zwanzig Fackeln erleuchteten die Scene.

Neben dem umgeworfenen Armstuhle, neben zerbrochenen Tassen, vor dem zerwühlten Bette, dessen Tücher und Decken im Zimmer zerstreut lagen, stand Heinrich, grotesk und fürchterlich, in seinem Nachtaufputze, blaß, mit gesträubten Haaren, starren Augen. Seine rechte Hand war ausgestreckt, zitternd wie ein Laub im Winde. Seine linke geballte Faust krampfte den Griff seines Degens, den er mechanisch ergriffen hatte. Der Hund, so aufgeregt wie sein Herr, schaute ihn mit abgewendeten Pfoten an, und heulte.

Der König schien stumm vor Schrecken, und alle diese Leute, die es nicht wagten, das Schweigen zu brechen, fragten sich mit den Augen, und warteten mit furchtbarer Angst. Dann erschien halb angekleidet, aber in einen weiten Mantel gehüllt, die junge Königin, Louise von Lothringen, ein blondes und sanftes Wesen, welche das Leben einer Heiligen auf dieser Erde führte, durch das Geschrei ihres Gemahles aufgeweckt.

„Sire," fragte sie zitternder als irgend Jemand, „was giebt es denn? mein Gott! Ihr Geschrei ist bis zu mir gedrungen, und ich bin gekommen."

„Es... es... es ist nichts," sagte der König, ohne die Augen zu bewegen, welche in der Luft eine unbestimmte, für jeden Andern, als für ihn unsichtbare Gestalt zu erblicken schienen.

„Aber Eure Majestät haben geschrien," versetzte die Königin. „Eure Majestät sind also leidend?"

Der Schrecken war in Heinrich's Zügen so sichtbar

ausgeprägt, daß er auch nach und nach alle Anwesenden ergriff. Man trat zurück, man trat vor, man verschlang die Person des Königes mit den Augen, um sich zu überzeugen, ob er nicht verwundet, ob er nicht vom Blitze getroffen, oder von irgend einem kriechenden Thiere gebissen worden sey.

„O! Sire," rief die Königin aus, „lassen Sie uns nicht in einer solchen Angst. Wollen Sie einen Arzt?"

„Einen Arzt," sagte Heinrich mit dem nämlichen finstern Tone. „Nein, der Leib ist nicht krank, die Seele ist's; nein, nein, keinen Arzt, . . . einen Beichtvater."

Jedermann blickte umher, man betrachtete die Thüren, die Vorhänge, den Fußboden, den Plafond. Nirgends war eine Spur des unsichtbaren Gegenstandes geblieben, der den König so sehr erschreckt hatte.

Diese Betrachtung wurde mit verdoppelter Neugier angestellt: das Geheimniß verwickelte sich, der König verlangte einen Beichtvater. Alsogleich nach geäußertem Verlangen schwang sich ein Bote auf das Pferd, tausend Funken entstoben dem Pflaster im Hofe des Louvre. Fünf Minuten nachher war der Superior des Jesuitenklosters geweckt, so zu sagen aus seinem Bette gerissen, und kam zum Könige.

Bei dem Erscheinen des Beichtvaters hat der Tumult aufgehört, es wird wieder stille, man frägt sich, man stellt Vermuthungen an, man glaubt zu errathen, aber vorzüglich hat man Furcht . . . Der König beichtet!

Am andern Tage, sehr früh, befiehlt der König,

vor Allen Andern aufgestanden, daß man das Thor des Louvre wieder schließe, das nur aufgethan wird, um den Beichtvater hinaus zu lassen. Dann läßt er den Schatzmeister kommen, den Wachszieher, den Ceremonienmeister. Er nimmt sein schwarz gebundenes Gebetbuch, und liest Gebete, unterbricht, sich um Heiligenbilder herauszuschneiden, und befiehlt plötzlich, daß man seine Freunde kommen lasse.

Auf diesen Befehl geht man zunächst zu Saint-Luc; aber Saint-Luc ist leidender, als jemals. Er ist matt, von Müdigkeit vernichtet; sein Schlaf, oder vielmehr seine Schlafsucht, war so tief, daß er allein von allen Tafelgenossen des Pallastes, obwohl nur durch eine dünne Wand vom Fürsten getrennt, von der nächtlichen Scene nichts gehört hat. Daher verlangt er, im Bette zu bleiben; er wird dort alle Gebete beten, die der König ihm anbefehlen wird.

Bei dieser kläglichen Meldung macht Heinrich das Zeichen des Kreuzes, gebietet, daß man ihm seinen Apotheker schicke. Dann befiehlt er, daß man alle Geißeln des Augustinerklosters in das Louvre bringe; er geht, schwarz gekleidet, zu Schomberg, welcher hinkt, zu von Epernon, der seinen Arm in der Schlinge trägt, zu dem noch ganz betäubten Quélus, zu von O und Maugiron, welche zittern. Er vertheilt unter sie im Vorbeigehen die Geißeln, und gebietet ihnen, sich heftig zu geißeln, so sehr nur ihre Arme zu schlagen vermögen.

Von Epernon giebt zu bemerken, daß er den rechten Arm in der Schlinge tragend, von der Ceremonie ausgenommen werden müsse, weil er die Hiebe, die man ihm geben wird, nicht wird erstatten können, was so zu sagen, in die Tonleiter der Geißelung einen Mißklang bringen wird.

Heinrich III. antwortet ihm, daß seine Buße Gott hiewegen um so wohlgefälliger seyn werde.

Er selbst giebt das Beispiel. Er zieht sein Wamms aus, seine Weste, sein Hemd, und schlägt sich wie ein Märtyrer. Chicot wollte nach seiner Gewohnheit lachen und spotten, aber ein schrecklicher Blick des Königs belehrte ihn, daß dieß nicht die geeignete Zeit dazu sey; dann nahm er wie die Andern eine Geißel, nur anstatt sich selbst zu schlagen, richtet er seine Nachbarn mit Schlägen übel zu; und da er in seiner Schlagweite keinen Rücken mehr findet, schuppet er die Malerei der Säulen und des Getäfels ab.

Dieser Tumult erheitert wieder nach und nach das Antlitz des Königes, obwohl es sichtbar ist, daß sein Geist noch immer tief ergriffen bleibt. Plötzlich verläßt er sein Zimmer, mit dem Befehle, seiner zu harren. Hinter ihm hören die Büssenden wie durch einen Zauberschlag auf. Chicot allein fährt fort, auf von O zu schlagen, den er verabscheut. Von O erwiedert es ihm, so gut er nur kann. Es ist ein Duell auf Geißelhiebe.

Heinrich ist zur Königin gegangen. Er hat ihr ein Perlencollier im Werthe von fünfundzwanzigtausend

Thalern geschenkt, sie auf beide Wangen geküßt, was ihr seit einem Jahre nicht begegnet ist, und sie gebeten, ihre königlichen Zierden abzulegen, und sich mit einem Sacke zu bedecken.

Louise von Lothringen, immer gut und sanft, willigt sogleich ein. Sie fragt, warum ihr Gemahl, während er ihr ein Perlencollier schenke, wünsche, daß sie einen Sack auf die Schultern lege.

„Meiner Sünden wegen," antwortet Heinrich.

Diese Antwort genügt der Königin, denn sie weiß besser, als irgend Jemand, wegen welcher ungeheuern Summe von Sünden ihr Gemahl Buße thun muß. — Sie kleidet sich nach dem Willen Heinrichs, der in sein Zimmer zurückkehrt, wohin er die Königin bestellt.

Bei dem Anblicke des Königes beginnt die Geißelung wieder. Von O und Chicot, die nicht aufgehört haben, schwimmen im Blut. Der König beglückwünscht sie, und nennt sie seine wahren und einzigen Freunde.

Nach zehn Minuten kommt die Königin, mit ihrem Sacke angethan. Alsogleich vertheilt man Wachskerzen an den ganzen Hof, und mit bloßen Füssen, in diesem schrecklichen Rauhreif- und Schneewetter, gehen die schönen Höflinge, die schönen Damen, und die dem Könige und Unserer Lieben Frau ergebenen guten Pariser nach Montmartre, anfangs vor Kälte zitternd und bebend, aber bald von den wüthenden Hieben erwärmt, welche Chicot an alle jene vertheilt, die das Unglück haben, sich in der Tragweite seiner Geißel zu befinden.

Von O hat sich für überwunden erklärt, und auf fünfzig Schritte von Chicot sich weggezogen. Um vier Uhr Nachmittags war dieser jämmerliche Spaziergang beendiget; die Klöster hatten reiche Almosen empfangen, die Füsse des ganzen Hofes waren geschwollen, die Rücken aller Höflinge geschrundet, die Königin öffentlich in einem ungeheuern Hemde von grober Leinwand erschienen, der König mit einem Rosenkranze von Todtenköpfen. Es gab dabei Thränen, Schreie, Gebete, Asche, Gesänge.

Der Tag, wie man sieht, war gut gewesen. Wirklich hatte Jedermann Kälte und Hiebe erduldet, um dem Könige zu gefallen, ohne daß Jemand hätte errathen können, warum dieser Fürst, der am zweiten Tage vorher so gut getanzt, am übermorgenden Tage sich so kasteiete.

Die Hugenotten, die Anhänger der Ligue und die Freigeister haben lachend die Procession der Geißler vorüberziehen gesehen, indem sie herabwürdigend sagten: „Wer sind diese Arten von Leute!" daß die letzte Procession schöner und brünstiger gewesen, was eine Unwahrheit war.

Heinrich ist nüchtern heimgekehrt, mit langen blauen und rothen Striemen auf seinen Schultern; er hat die Königin den ganzen Tag über nicht verlassen, alle Momente des Ausruhens, alle Stationen bei den Capellen benützt, um ihr neue Einkünfte zu versprechen, und Wallfahrtpläne mit ihr zu entwerfen.

Chicot, des Schlagens überdrüßig, und durch die ungewohnte Leibesbewegung ausgehungert, zu der ihn der König verurtheilte, hat sich ein wenig oberhalb des Thores Montmartre abgestohlen, und ist mit einigen Atheisten des Hofes in den Garten einer in sehr gutem Rufe stehenden Schenke gegangen, wo er Gewürzwein getrunken, und eine in den Sümpfen der Grange-Bataliére getödtete Kriechente gespeiset hat. Dann hat er, bei der Rückkehr der Procession, wieder seinen Platz eingenommen, und ist in das Louvre gegangen, nach Leibeskräften die Büßer und Büßerinnen geißelnd, und, wie er selbst sagte, seine vollen Abläße austheilend.

Als der Abend angebrochen war, fühlte der König sich ermüdet von seinem Fasten, von seinem Gange mit bloßen Füssen, und von den wüthenden Hieben, die er sich gegeben hatte. Er ließ ein kärgliches Nachtessen sich auftragen, seine Schultern bähen, ein großes Feuer anmachen, und ging zu Saint-Luc, den er frisch und munter fand.

Seit dem vorigen Tage war der König sehr verändert; alle seine Ideen waren auf die Eitelkeit der irdischen Dinge gerichtet, auf Buße und Tod. „Ah!“ sagte er zu ihm mit dem Tone eines Mannes, dem das Leben zum Eckel geworden ist, „Gott hat in Wahrheit wohl gethan, die Existenz so bitter zu machen.“

„Warum dieß, Sire?“ fragte Saint-Luc.

„Weil der dieser Welt überdrüßige Mensch, anstatt den Tod zu fürchten, sich nach ihm sehnet.“

„Um Vergebung, Sire," — erwiederte Saint-Luc, „sprechen Sie für sich, aber ich sehne mich durchaus nicht nach dem Tode."

„Höre, Saint-Luc," versetzte der König, den Kopf schüttelnd, „wenn Du wohl berathen wärest, so würdest Du meinem Rathe folgen, ich sage mehr noch, meinem Beispiele."

„Sehr gerne, Sire, wenn dieses Beispiel mich lockt."

„Willst Du, daß wir, ich meine Krone, Du Deine Frau, verlassen, und daß wir in ein Kloster gehen? Ich habe Dispensen von unserm heiligen Vater, dem Papste; von morgen an werden wir die Gelübde ablegen. Ich werde mich Bruder Heinrich nennen."

„Um Vergebung, Sire, um Vergebung, Sie halten zu wenig auf Ihre Krone, die Sie zu viel kennen; aber ich halte viel auf meine Frau, die ich noch nicht genug kenne. Deßhalb stimm' ich nicht bei."

„O, o!" sagte Heinrich, „Du befindest Dich besser, wie es scheint."

„Unendlich besser, Sire; mein Geist ist ruhig, das Herz freudig. Mein Gemüth ist auf eine unglaubliche Weise für Glück und Vergnügen gestimmt."

„Armer Saint-Luc!" entgegnete der König, die Hände faltend.

„Gestern, Sire, hätten Sie mir diesen Antrag machen sollen. O! gestern war ich wunderlich, mürrisch, schmerzbehaftet. Um nichts würde ich mich in einen Brunnen, oder in ein Kloster gestürzt haben. Aber

heute Abend ist's etwas Anderes; ich habe eine gute Nacht gehabt, einen herrlichen Tag. Und, mordieu! es lebe die Freude!"

„Du fluchest, Saint-Luc," sagte der König.

„Hab' ich geflucht, Sire? Es ist möglich; aber Sie fluchen auch bisweilen, dünkt mir."

„Ich habe geflucht, Saint-Luc, aber ich werde nicht mehr fluchen."

„Ich wage dieß nicht zu sagen. Ich werde so wenig als möglich fluchen. Das ist das Einzige, wozu ich mich verpflichten kann. Uebrigens ist Gott gut, und barmherzig gegen unsere Sünden, wenn diese Sünden an der menschlichen Schwäche haften."

„Du glaubst also, daß Gott mir verzeihen wird?"

„O! ich spreche nicht in Bezug auf Sie, Sire; ich spreche als Ihr Diener. Zum Henker! Sie haben gesündiget... als König... während ich als einfacher Privatmann gesündiget habe; ich hoffe wohl, daß am Tage des jüngsten Gerichtes Gott zwei Gewichte und zwei Waagen haben werde."

Der König stieß einen Seufzer aus, murmelte ein **Confiteor** *), schlug sich auf die Brust zum **mea culpa**. **)

„Saint-Luc," sagte er zuletzt, „willst Du die Nacht in meinem Zimmer zubringen?"

---

*) „Ich bekenne." **) „Meine Schuld."

D. Ueb.

„Je nachdem," erwiederte Saint-Luc, „was werden wir im Zimmer Eurer Majestät thun?"

„Wir werden alle Lichter anzünden, ich werde mich niederlegen, und Du wirst mir die Litaneien der Heiligen vorlesen."

„Ich danke, Sire."

„Du willst also nicht?"

„Ich werde mich wohl davor hüten."

„Du verlassest mich, Saint-Luc, Du verlassest mich."

„Nein, im Gegentheile, ich verlasse Sie nicht."

„Ah! wahrhaftig."

„Wenn Sie wollen?"

„Gewiß, ich will's."

„Aber unter einer Bedingung, sine qua non." *)

„Welche?"

„Daß Eure Majestät Tafeln decken, Musik und Liebedienerinnen herbeiholen lassen, und, meiner Treue, daß wir tanzen werden."

„Saint-Luc! Saint-Luc!" rief der König im höchsten Schrecken aus.

„Ja," sagte Saint-Luc; „ich fühle mich heute Abend leichtfertig. Wollen Sie, Sire?"

Aber Heinrich antwortete nicht. Sein bisweilen so lebhafter und munterer Geist verdüsterte sich immer mehr, und schien mit einem geheimen Gedanken zu kämpfen, der ihn belastete, wie es ein an die Klauen eines Vo-

*) „Ohne welche nicht." D. Ueb.

gels befestigtes Blei thäte, der vergebens seine Schwingen entfalten würde, um fortzufliegen.

„Saint-Luc," sagte endlich der König mit einer leichenhaften Stimme, „träumest Du bisweilen?"

„Oft, Sire."

„Glaubst Du an Träume?"

„Mit Grund."

„Wie so?"

„Ei ja! die Träume trösten über das Entbehren der Wirklichkeit. So hab' ich heute Nacht einen herrlichen Traum gehabt."

„Welchen?"

„Ich habe geträumt, daß meine Frau..."

„Du denkst noch an Deine Frau, Saint-Luc?"

„Mehr als jemals."

„Ah!" sagte der König mit einem Seufzer, und zum Himmel blickend.

„Ich habe geträumt," fuhr Saint-Luc fort, „daß meine Frau, immer ihr reizendes Antlitz beibehaltend, denn sie ist hübsch, meine Frau, Sire..."

„Ach, ja!" versetzte der König. „Eva war auch hübsch, Unglücklicher! und Eva hat uns Alle in's Verderben gestürzt."

„Ah! also daher rührt Ihr Groll? Aber kommen wir auf meine Träume zurück, Sire."

„Ich habe auch geträumt..." sagte der König.

„Daß meine Frau also, immer ihr reizendes Antlitz beibehaltend, die Flügel und Gestalt eines Vogels an-

genommen hätte, und alsogleich, Einlaßpforten und Gittern trotzend, über die Mauern des Louvre geflogen, und an meine Fensterscheibe gekommen wäre, an die sie mit der Stirne klopfte, einen anmuthigen leisen Laut flüsternd, den ich verstand, und der zu mir sagte: „„Mach mir auf, Saint-Luc, mach mir auf, mein Gatte!““

„Und Du hast aufgemacht?“ fragte der König fast verzweiflungsvoll.

„Das will ich glauben,“ rief Saint-Luc aus, „und noch dazu eiligst.“

„Weltling!“

„Weltling so viel Sie wollen, Sire.“

„Und Du bist hernach erwacht?“

„Nein, Sire, ich hab' mich wohl davor gehütet; der Traum war zu charmant.“

„Und Du hast fortgeträumt?“

„So lang ich konnte, Sire.“

„Und Du hoffest, diese Nacht . . .“

„Wieder zu träumen. Ja, nehmen es Eure Majestät nicht ungnädig auf, das ist der Grund, warum ich den dankeswerthen Antrag ablehne, den Sie mir gemacht haben, Ihnen Gebete vorzulesen. Wenn ich wache, Sire, so will ich wenigstens den Ersatz meines Traumes finden. Also, wenn Sie, wie ich zu Eurer Majestät gegesagt habe, Tafeln wollen decken, Musik herbeiholen lassen . . .“

„Genug, Saint-Luc,“ genug, erwiederte der König

aufstehend. „Du stürzest Dich in's Verderben, und würdest mich mit Dir in's Verderben stürzen, wenn ich länger da bliebe. Adieu, Saint-Luc; ich hoffe, daß Dir der Himmel, anstatt dieses Versuchertraumes, irgend einen heilsamen Traum senden werde, der Dich dahin bringen wird, morgen meine Büßungen zu theilen, und uns gemeinschaftlich zu retten."

„Ich zweifle daran, Sire, und bin dessen sogar so gewiß, daß, wenn ich Eurer Majestät einen Rath geben darf, derselbe darin besteht, noch heute Abend zum Thore des Louvre den Freidenker Saint-Luc hinauszuweisen, der durchaus entschlossen ist, unbußfertig zu sterben."

„Nein," sagte Heinrich, „nein; ich hoffe, daß von heute auf morgen die Gnade über Dich kommen werde, wie sie über mich gekommen ist. Gute Nacht, Saint-Luc, ich will für Dich beten."

„Gute Nacht, Sire, ich will für Sie träumen."

Und Saint-Luc begann die erste Strophe eines mehr als leichten Liedes zu singen, welches der König in seinen Momenten guter Laune zu singen pflegte, was den Rückzug des Königes noch beschleunigte, der die Thüre zumachte, und in sein Zimmer trat, murmelnd: „Herr, mein Gott! Dein Zorn ist gerecht und billig, denn die Welt wird immer ärger."

Siebentes Kapitel.

Wie der König Furcht hatte, Furcht gehabt zu haben, und wie Chicot Furcht hatte, Furcht zu haben.

Aus Saint-Luc's Zimmer tretend, fand der König, nach seinem Befehle, den ganzen Hof in der großen Gallerie versammelt. Dann vertheilte er einige Gunstbezeugungen unter seine Freunde, schickte von O, von Epernon und Schomberg in die Provinz, drohte Maugiron und Quélus, ihnen den Prozeß machen zu lassen, wenn sie neue Händel mit Bussy anfingen, reichte diesem seine Hand zum Kusse, und hielt seinen Bruder Franz lange an sein Herz gedrückt. Gegen die Königin war er verschwenderisch in Freundschaftsbezeugungen und Lobsprüchen, so zwar, daß die Anwesenden daraus das günstigste Vorzeichen für die Nachfolge in der Krone Frankreichs schöpften.

Inzwischen nahte die gewöhnliche Stunde zum Schlafengehen heran, und man konnte leicht sehen, daß der König diese Stunde so lang als möglich verzögerte; endlich dröhnte die Uhr des Louvre zehnmal; Heinrich warf einen langen Blick um sich; er schien unter seinen Freunden denjenigen zu wählen, dem er die Funktion des Vorlesers übertragen wollte, welche Saint-Luc abgelehnt hatte.

Chicot sah ihm gelassen zu.

„He," sagte er mit seiner gewohnten Keckheit, „Du scheinst mir heute Abend freundliche Blicke zu spenden, Heinrich. Solltest Du etwa eine fette Abtei mit zehntausend Livres Renten zu verleihen gedenken? Alle Teufel, welchen Prior wollte ich abgeben! Gieb, mein Sohn, gieb!"

„Komm mit mir, Chicot," sagte der König. „Gute Nacht, meine Herren, ich will zu Bette gehen."

Chicot wendete sich zu den Höflingen um, strich seinen Knebelbart, und wiederholte in der störrigsten und anmuthigsten Haltung, immer aufgelaufene blöde Augen rollend, Heinrichs Stimme parodirend: „Gute Nacht, meine Herren, gute Nacht; wir wollen zu Bette gehen."

Die Höflinge bißen sich auf die Lippen, der König erröthete.

„Nun, meinen Barbier," sagte Chicot, „meinen Haarkräusler, meinen Kammerdiener, und vorzüglich meinen Milchrahm."

„Nein," erwiederte der König, „heute Abend ist von dem Allen nichts nöthig; wir treten in die Fastenzeit, und ich thue Buße."

„Mir thut's Leid um den Milchrahm," versetzte Chicot.

Der König und der Narr traten in das Zimmer, welches wir kennen.

„Ah! Heinrich," sagte Chicot, „ich also bin der Günstling? Ich also bin der Unentbehrliche? Ich also bin sehr schön, schöner als der Cupido Quélus?"

„Stille! Narr,“ erwiederte der König; „und Sie, meine Herren von der Toilette, entfernen Sie sich!“

Die Diener gehorchten; die Thüre schloß sich wieder. Heinrich und Chicot blieben allein. Chicot schaute Heinrich mit einer Art Erstaunen an.

„Warum schickest Du sie fort?“ fragte der Narr. „Sie haben uns noch nicht mit Fett beschmiert. Gedenkest Du etwa, mich mit Deiner königlichen Hand einzuschmieren? Ei, das ist eine Buße, wie eine andere.“

Heinrich antwortete nicht. Jedermann hatte das Zimmer verlassen, und die beiden Könige, der närrische und der kluge, schauten sich an.

„Laß uns beten,“ sagte Heinrich.

„Ich danke,“ rief Chicot aus; „das ist nicht ergötzlich genug. Wenn Du deßhalb mich hast kommen lassen, so will ich lieber wieder in die schlechte Gesellschaft zurückkehren, in der ich war. Adieu, mein Sohn, gute Nacht!“

„Bleiben Sie,“ sagte der König.

„O! o!“ entgegnete Chicot, sich aufrichtend. „Dieß artet in Tyrannei aus. Du bist ein Despot, ein Phalaris, ein Dionys. Ich langweile mich hier; den ganzen Tag ließest Du mich die Schultern meiner Freunde mit Ochsenziemerhieben zerfleischen, und nun scheinen wir heute Abend wieder zu beginnen. Zum Henker! Fangen wir nicht wieder an, Heinrich. Wir sind nur noch zu Zweien hier, und bei Zweien . . . trifft jeder Hieb.“

„Schweigen Sie, armseliger Schwätzer," erwiederte der König, „und denken Sie daran, zu bereuen."

„Gut! eben recht. Ich soll bereuen, ich! Und was soll ich bereuen nach Deiner Meinung? Der Narr eines Mönches geworden zu seyn? Confiteor . . . Ich bereue; mea culpa. Es ist meine Schuld, es ist meine Schuld, es ist meine größte Schuld!"

„Keine Gotteslästerung, Unglücklicher! keine Gotteslästerung," sagte der König.

„Ah," versetzte Chicot, „ich wäre eben so gerne in einem Löwenkäfige oder in einem Affenbehälter eingesperrt, als in dem Zimmer eines wahnsinnigen Königes. Adieu! ich gehe fort."

Der König nahm den Schlüssel von der Thüre weg.

„Heinrich," sagte Chicot, „ich bemerke Dir, daß Du eine unheilverkündende Miene hast, und daß ich, wenn Du mich nicht fortgehen lassest, rufe, schreie, die Thüre zertrümmere, das Fenster einschlage. He da! He da!"

„Chicot," erwiederte der König im schwermüthigsten Tone, „Chicot, mein Freund, Du mißbrauchest meine Traurigkeit."

„Ah! ich begreife," sagte Chicot, „Du fürchtest Dich, allein zu bleiben. Die Tyrannen sind so. Laß Dir zwölf Zimmer machen, wie Dionys, oder zwölf Paläste, wie Tiberius. Inzwischen nimm meinen langen Degen, und laß mir die Scheide in mein Zimmer tragen, hm?"

Bei dem Worte Furcht, hatte ein Blitz in Hein-

rich's Augen gezuckt, dann war er mit einem sonderbaren Schauder aufgestanden, und hastig durch das Gemach geschritten. Eine solche Aufregung herrschte in Heinrich's ganzem Leibe, eine solche Blässe in seinem Gesichte, daß Chicot zu glauben begann, der König sey wirklich krank, und zu ihm sagte, nachdem er ihn einige Male mit verstörter Miene das Zimmer hatte durcheilen sehen; „Nun denn, mein Sohn, was fehlt Dir? Erzähle Deine Leiden Deinem Freunde Chicot.“

Der König blieb vor dem Narren stehen, und sagte, ihn anschauend: „Ja Du bist mein Freund, mein einziger Freund.“

„Die Abtei von Valencey ist erledigt,“ erwiederte Chicot.

„Höre, Chicot,“ sagte der König, „bist Du verschwiegen?“

„Auch jene von Pithiviers, wo man so gute Lerchenpasten ißt.“

„Ungeachtet Deiner Narrenpossen,“ fuhr der König fort, „bist Du ein Mann von Muth.“

„Dann geben Sie mir keine Abtei, geben Sie mir ein Regiment.“

„Auch bist Du ein Mann von gutem Rathe.“

„In diesem Falle geben Sie mir kein Regiment, machen Sie mich zum Rathe. Ah! nein, ich denke eben daran, ein Regiment oder eine Abtei ist mir lieber. Ich mag kein Rath werden; ich wäre gezwungen, immer der Meinung des Königs zu seyn.“

„Schweigen Sie, schweigen Sie, Chicot; die Stunde nahet, die schreckliche Stunde.“

„Ah! also dieß befällt Dich wieder,“ sagte Chicot.

„Sie werden sehen, Sie werden hören.“

„Sehen . . was? Hören . . wen?“

„Warten Sie, und das Ereigniß selbst wird Sie die Dinge lehren, die Sie wissen wollen; warten Sie!“

„Nein doch, nein doch, ich warte nicht; aber was für ein wüthender Hund hatte denn Deinen Vater und Deine Mutter in jener Nacht gebissen, in der sie auf den fatalen Einfall geriethen, Dich zu erzeugen?“

„Chicot, bist Du muthig?“

„Ich rühme mich nicht damit, aber ich setze meinen Muth nicht so auf die Probe, alle Teufel! Wenn der König von Frankreich und Polen bei Nacht so schreit, daß Scandal im Louvre entsteht, bin ich Armseliger in der Lage, Dein Gemach zu beschimpfen. Adieu, Heinrich, rufe Deinem Capitain des Gardes, Deinen Schweizern, Deinen Thürstehern, und laß mich das Weite suchen, ferne von der unsichtbaren Gefahr, ferne von der Gefahr, die ich nicht kenne!“

„Ich befehle Ihnen, zu bleiben,“ sagte der König mit Auctorität.

Auf mein Wort, ein drolliger Gebieter, der zur Furcht commandiren will; ich fürchte mich, sag' ich Dir, zu Hilfe! Feuer!“

„Und Chicot, ohne Zweifel um die Gefahr zu überragen, stieg auf den Tisch.

„Geh doch, Schlingel,“ erwiederte der Könkg, „weil ich denn muß, damit Du schweigest, will ich Dir Alles erzählen.“

„Ah! ah!“ sagte Chicot, indem er sich die Hände rieb, vorsichtig von seinem Tische herabstieg, und seinen ungeheuern Degen zog: „einmal davon in Kenntniß gesetzt, ist's gut; wir werden darauf losgehen; erzähle, erzähle, mein Sohn. Es möchte scheinen, daß es irgend ein Krokodill ist, hm! Alle Teufel! die Klinge ist gut, denn ich bediene mich ihrer nur, um wöchentlich meine Hörner zu beschneiden, und meine Hörner sind hart. Du sagtest also, Heinrich, daß es ein Krokodill ist.“ Und Chicot machte sich's in einem großen Armstuhle bequem, seinen blossen Degen zwischen seine Schenkel steckend, und die Klinge mit seinen beiden Beinen umschlingend, wie die Schlangen im Friedenssymbol den Merkurstab umschlingen.

„In vergangener Nacht,“ sagte Heinrich, „schlief ich.“

„Und ich auch,“ erwiederte Chicot.

„Plötzlich weht ein Hauch über mein Gesicht.“

„Dieß war das Thier, welches Hunger hatte,“ versetzte Chicot, „und Deine Schmiere leckte.“

„Ich erwache halb, und fühle meinen Bart unter meiner Maske vor Schrecken sich sträuben.“

„Ah! Du machst mich köstlich schaudern,“ sagte Chicot, in seinem Armstuhle kauernd, und sein Kinn auf seinen Degenknopf stützend.

„Dann," fuhr der König mit einem so schwachen und zitternden Tone fort, daß der Laut der Worte kaum zu Chicot's Ohre gelangte, „dann ertönte eine Stimme im Zimmer mit einer so schmerzlichen Schwingung, daß sie mein ganzes Gehirn erschütterte."

„Die Stimme des Krokodilles, ja. Ich habe in dem Reiseberichte von Marco Polo gelesen, daß das Krokodill eine schreckliche Stimme besitze, welche das Geschrei der Kinder nachahme; aber beruhige Dich, mein Sohn; wenn es kommt, werden wir es tödten."

„Höre wohl."

„Pardieu! ob ich höre," entgegnete Chicot, wie durch eine Springfeder nachlassend; „ich bin dabei unbeweglich, wie ein Klotz, und stumm wie ein Karpfe, um zu hören."

Heinrich fuhr in einem noch düsterern und kläglicheren Tone fort: „„Elender Sünder,"" sagte die Stimme.

„Bah!" unterbrach ihn Chicot, „die Stimme sprach; es war also kein Krokodill?"

„„Elender Sünder,"" sagte die Stimme, „„ich bin die Stimme Gottes, Deines Herrn.""

Chicot machte einen Satz, und saß senkrecht geduckt in seinem Armstuhle. „Die Stimme Gottes," wiederholte er.

„Ah! Chicot," antwortete Heinrich, „das ist eine schreckliche Stimme."

„Ist's eine schöne Stimme?" fragte Chicot, „und

gleicht sie, wie die heilige Schrift sagt, dem Schalle der Trompete?“

„„Bist Du da? Hörst Du?““ fuhr die Stimme fort; „hörst Du, verhärteter Sünder, bist Du wohl entschlossen, in Deinen Ungerechtigkeiten zu verharren?“

„Ah! wahrhaftig, wahrhaftig, wahrhaftig,“ sagte Chicot; „aber die Stimme Gottes gleicht ziemlich jener Deines Volkes, wie mir dünkt.“

„Dann,“ sprach der König weiter, „folgten tausend andere Vorwürfe, die, ich betheure es Dir, Chicot, für mich sehr peinlich gewesen sind.“

„Fahre doch wieder ein wenig fort, mein Sohn,“ versetzte Chicot; „erzähle, erzähle ein wenig was die Stimme sagte, damit ich erfahre, ob Gott gut unterrichtet war.“

„Gottloser!“ rief der König aus, „wenn Du zweifelst, werde ich Dich züchtigen lassen.“

„Ich zweifle nicht,“ sagte Chicot; „was mich wundert, ist nur, daß Gott bis jetzt gewartet hat, Dir alle diese Vorwürfe zu machen. Er ist seit der Sündfluth sehr geduldig geworden. Demnach, mein Sohn,“ fuhr Chicot fort, „hast Du also eine schreckliche Furcht gehabt.“

„O! ja,“ sagte Heinrich.

„Es gab Grund dazu.“

„Der Schweiß rann mir über die Schläfen herab und das Mark im Innern meiner Gebeine gerann.“

„Wie im Jeremias, das ist ganz natürlich; ich weiß

nicht, auf mein Edelmannswort, was ich an Deiner Stelle gethan hätte; und dann hast Du gerufen...“

„Ja.“

„Und man ist gekommen?“

„Ja.“

„Und man hat genau gesucht?“

„Ueberall.“

„Kein guter Gott?“

„Alle sind in Ohnmacht gefallen.“

„Vom Könige Heinrich angefangen. Das ist schrecklich.“

„So schrecklich, daß ich nach meinem Beichtvater gerufen habe.“

„Ah! gut; er ist herbeigeeilt.“

„Auf der Stelle.“

„Laß uns ein wenig sehen. Sey offenherzig, mein Sohn, sprich die Wahrheit, gegen Deine Gewohnheit. Was denkt Dein Beichtvater von dieser Offenbarung?“

„Er hat gezittert.“

„Ich glaub's gerne.“

„Er hat sich bekreuzt; er hat mir anbefohlen, zu bereuen, wie Gott es mir vorschrieb.“

„Sehr gut! es ist nie etwas Böses dabei, Reue zu fühlen. Aber was hat er von der Erscheinung selbst gedacht, oder vielmehr von dem Gehörten?“

„Daß es providentiell, daß es ein Wunder sey, und daß ich an das Wohl des Staates denken müsse. Daher hab' ich heute früh...“

„Was hast Du heute früh gethan, mein Sohn?“

„Ich habe den Jesuiten einmalhunderttausend Livres geschenkt."

„Sehr gut!"

„Und mit Geißelhieben meine Haut, und jene meiner jungen Hofherren zerfetzt."

„Vortrefflich! Aber weiter?"

„Nun denn! weiter. Was denkst Du, Chicot? Ich spreche nicht mit dem Spötter, ich spreche mit dem kaltblütigen Manne, mit dem Freunde."

„Ah! Sire," antwortete Chicot ernsthaft, „ich denke, daß der Alp Eure Majestät gedrückt hat."

„Glaubst Du?"

„Daß es ein Traum ist, den Eure Majestät gehabt haben, und der sich nicht erneuern wird, wenn Eure Majestät Ihren Geist nicht zu viel anstrengen."

„Ein Traum?" sagte Heinrich, den Kopf schüttelnd. „Nein, nein; ich war ganz wach, ich stehe Dir gut dafür, Chicot."

„Du schliefest, Heinrich."

„Ich schlief so wenig, daß ich die beiden Augen ganz offen hatte."

„So schlafe ich."

„Ja, ich sah mit meinen Augen, was nicht der Fall ist, wenn man wirklich schläft."

„Und was sahest Du?"

„Ich sah den Mond an den Fensterscheiben meines Zimmers, und den Amethysten am Knopfe meines Degens da, wo Sie sind, Chicot, von einem düsteren Lichte erglänzen."

„Und was war aus der Lampe geworden?"

„Sie war erloschen."

„Traum, mein Sohn, purer Traum."

„Warum glaubst Du nicht daran, Chicot? Sagt man nicht, daß Gott mit den Königen spricht, wenn er irgend eine große Veränderung auf Erden vollführen will?"

„Ja, er spricht mit ihnen, das ist wahr," antwortete Chicot, „aber so leise, daß sie ihn niemals hören."

„Aber was macht Dich denn so ungläubig?"

„Der Umstand, daß Du so gut gehört hast."

„Nun denn! siehst Du ein, warum ich Dich bleiben hieß?" fragte der König.

„Parbleu!" erwiederte Chicot.

„Damit Du selbst hörest, was die Stimme sagen wird."

„Damit man glaube, daß ich irgend einen Narrenpossen sage, wenn ich wiederhole, was ich gehört habe. Chicot ist so nichtig, so armselig, so närrisch, daß, wenn er es Jedem sagt, ihm Niemand glauben will. Nicht schlecht gespielt, mein Sohn."

„Warum nicht lieber glauben, mein Freund," versetzte der König, „daß ich Deiner wohlbekannten Treue dieses Geheimniß anvertraue?"

„Ah! lüge nicht, Heinrich; denn kommt die Stimme, so wird sie Dir auch diese Lüge vorwerfen, und Du hast wohl schon an Deinen übrigen Ungerechtigkeiten genug. Doch gleichviel! ich nehme den Auftrag an.

Es ist mir nicht unangenehm, die Stimme Gottes zu hören; vielleicht wird sie auch etwas für mich sagen."

„Wohlan! was muß ich thun?"

„Du mußt Dich niederlegen, mein Sohn."

„Aber wenn, im Gegentheile."

„Kein Aber."

„Jedoch."

„Glaubst Du etwa, daß Du die Stimme Gottes zu sprechen verhindern wirst, wenn Du aufbleibst? Ein König überragt die andern Menschen nur durch die Höhe der Krone, und wenn er barhaupt ist, glaube mir, Heinrich, dann ist er eben so groß, und bisweilen viel kleiner, als sie."

„Gut," sagte der König, „Du bleibest?"

„Das versteht sich."

„Wohlan! ich werde zu Bette gehen."

„Gut!"

„Aber Du wirst Dich nicht niederlegen?"

„Ich werde nicht daran denken."

„Ich ziehe nur mein Wamms aus."

„Thu nach Deinem Belieben."

„Ich behalte mein Beinkleid an."

„Eine gute Vorsichtsmaßregel."

„Und Du?"

„Nun, ich bleibe wo ich bin."

„Und Du wirst nicht schlafen?"

„Ah! dieß kann ich Dir nicht versprechen; der Schlaf

ist wie die Furcht, mein Sohn, eine vom Willen unabhängige Sache."

„Du wirst wenigstens thun, was Du kannst."

„Ich werde mich kneipen, sey unbesorgt; übrigens wird mich die Stimme aufwecken."

„Treib keinen Scherz mit der Stimme," sagte Heinrich, der bereits einen Fuß im Bette hatte, und ihn wieder zurückzog.

„Voran denn!" erwiederte Chicot; „muß ich Dich in's Bett legen?"

Der König stieß einen Seufzer aus, und nachdem er besorgt mit dem Blicke alle Ecken und Winkel des Zimmers sondirt hatte schlüpfte er ganz schaudernd in sein Bett.

„Da!' sagte Chicot, „meinerseits."

Und er streckte sich in seinem Armstuhle aus, um sich her und hinter sich die Polster und Kissen ordnend.

„Wie befinden Sie sich, Sire?"

„Nicht übel," antwortete der König, „und Du?"

„Sehr wohl; gute Nacht, Heinrich."

„Gute Nacht, Chicot; aber schlaf nicht ein."

„Zum Henker! ich hab's nicht im Sinne," erwiederte Chicot, zum Kinnladenverrenken gähnend.

Und Beide schlossen die Augen, der König, um sich zu stellen, als ob er schlafe; Chicot, um wirklich zu schlafen.

Achtes Kapitel.

Wie die Stimme des Herrn sich täuschte, und mit Chicot sprach, in der Meinung mit dem Könige zu sprechen.

Der König und Chicot blieben etwa zehn Minuten lang regungslos und schweigend. Plötzlich erhob sich der König wie vor Schrecken emporfahrend, und setzte sich im Bette auf.

Bei der Bewegung und dem Geräusche, welche jene süße Schlafsucht Chicot's störten, die dem Schlafe vorangeht, machte es Chicot eben so. Beide schauten sich mit blitzenden Augen an.

„Was?" fragte Chicot leise.

„Der Hauch," erwiederte der König mit noch leiserer Stimme, „der Hauch!"

In diesem Augenblicke erlosch eine von den Kerzen, die der goldene Satyr in seiner Hand hielt, dann eine zweite, dann eine dritte, dann endlich die Letzte.

„O! o!" sagte Chicot, „welcher Hauch!"

Chicot hatte noch nicht die letzte Sylbe dieser Worte gesprochen, als auch die Lampe erlosch, und das Zimmer nur durch den letzten Schimmer des Herdes erleuchtet blieb.

„Das ist ja zum Halsbrechen!" sagte Chicot, indem er sich ganz aufrichtete.

„Er wird sprechen," versetzte der König, in seinem Bette sich duckend; „er wird sprechen."

„Dann höre," erwiederte Chicot.

Wirklich hörte man in nämlichen Augenblicke je zuweilen eine hohle und pfeifende Stimme, die zwischen dem Bette und der Wand sagte: „Verhärteter Sünder, bist Du da?"

„Ja, ja, Herr!" antwortete Heinrich, dessen Zähne klapperten.

„O! o!" äußerte Chicot, „dieß ist eine sehr catarrhalische Stimme, um vom Himmel zu kommen! thut nichts; das ist schrecklich."

„Hörst Du mich?" fragte die Stimme.

„Ja, Herr," stammelte Heinrich; „und ich höre, unter Deinem Zorne gekrümmt."

„Glaubst Du denn, mir gehorcht zu haben," fuhr die Stimme fort, „alle äußerlichen Mummereien treibend, die Du heute ausgeführt hast, ohne daß der Grund Deines Herzens ernstlich wäre ergriffen gewesen?"

„Gut gesagt," rief Chicot aus; „o! gut getroffen!"

Die Hände des Königes stießen an einander, indem sie sich falteten; Chicot näherte sich ihm.

„Wohlan!" murmelte Heinrich, „wohlan! Glaubst Du nun, Unglücklicher?"

„Warten Sie," erwiederte Chicot.

„Was willst Du?"

„Stille doch! Höre: steige ganz sachte aus Deinem Bette, und laß mich anstatt Deiner darin liegen."

„Wozu dieß?"

„Damit der Zorn des Herrn zuerst auf mich falle."

„Glaubst Du, daß er dann meiner schonen werde?"

„Versuchen wir es immerhin."

Und mit liebevollem Beharren drängte er den König ganz sachte zum Bette hinaus, und legte sich an seine Stelle.

„Nun, Heinrich," sagte er, „setze Dich in meinen Armstuhl, und laß mich gewähren."

Heinrich gehorchte; er begann zu errathen.

„Du antwortest nicht," fuhr die Stimme fort, „ein Beweis, daß Du in der Sünde verhärtet bist."

„O! Verzeihung, Verzeihung, Herr!" erwiederte Chicot, wie der König näselnd. Dann sich zu Heinrich neigend, sagte er: „Es ist drollig, begreifst Du, mein Sohn, daß der gute Gott Chicot nicht erkennt."

„Potz tausend!" versetzte Heinrich, „was will dieß sagen?"

„Warte, warte, Du wirst noch viel Anderes sehen!"

„Unglücklicher!" sagte die Stimme.

„Ja, Herr, ja," antwortete Chicot, „ja, ich bin ein verhärteter Sünder, ein abscheulicher Sünder."

„So bekenne Deine Sünden, und bereue."

„Ich bekenne," sagte Chicot, „ein großer Verräther gegen meinen Vetter von Condé gewesen zu seyn, dessen Frau ich verführt habe, und bereue."

„Aber was sprichst Du denn da?" murmelte der

König. „Willst Du wohl schweigen! Hievon ist schon lange Zeit keine Rede mehr.“

„Ah! wahrhaftig,“ versetzte Chicot; „sprechen wir von etwas Anderem.“

„Sprich!“ sagte die Stimme.

„Ich bekenne,“ fuhr der falsche Heinrich fort, „ein großer Dieb den Polen gegenüber gewesen zu seyn, die mich zum Könige gewählt hatten, die ich in einer schönen Nacht verließ, alle Diamanten der Krone mit mir fort nehmend, und ich bereue.“

„Ha, Schuft!“ sagte Heinrich, „an was erinnerst Du da? Es ist vergessen.“

„Ich muß wohl fortfahren, ihn zu täuschen,“ entgegnete Chicot. „Laß mich gewähren.“

„Sprich!“ sagte die Stimme.

„Ich bekenne,“ erwiederte Chicot; „den Thron von Frankreich meinem Vetter von Alençon entzogen zu haben, dem er von Rechtswegen gebührte, da ich, den Thron von Polen annehmend, förmlich darauf verzichtet hatte, und ich bereue.“

„Spitzbube!“ sagte der König.

„Dieß ist's noch nicht,“ versetzte die Stimme.

„Ich bekenne, im Einverständnisse mit meiner guten Mutter Katharina von Medicis, meinen Schwager, den König von Navarra, aus Frankreich verjagt zu haben, nach Vernichtung aller seiner Freunde, und meine Schwester, die Königin Margaretha, nach Vernichtung aller ihrer Geliebten; worüber ich eine aufrichtige Reue fühle.

„Ah, Schurke, der Du bist!“ murmelte der König mit vor Zorn gepreßten Zähnen.

„Sire, beleidigen wir Gott nicht durch den Versuch, ihm das zu verhehlen, was er so gut weiß, wie wir.“

„Es handelt sich nicht um Politik,“ äußerte die Stimme.

„Ah! nun kommt's,“ fuhr Chicot in einem kläglichen Tone fort. „Es handelt sich um meine Sitten, nicht wahr?“

„So ist's!“ sagte die Stimme.

„Es ist wahr, mein Gott!“ erwiederte Chicot, immer im Namen des Königes sprechend, „daß ich sehr weibisch, sehr träge, sehr weichlich, sehr einfältig und sehr heuchlerisch bin.“

„Das ist wahr,“ sagte die Stimme mit einem dumpfen Klange.

„Ich habe die Frauen mißhandelt, besonders die Meinige, eine so würdige Frau.“

„Man soll seine Frau lieben, wie sich selbst, und sie allen andern Dingen vorziehen,“ entgegnete die wüthende Stimme.

„Ah!“ rief Chicot mit einem verzweiflungsvollen Tone aus, „ich habe also sehr gesündiget.“

„Und Du hast auch die Andern zu sündigen verleitet, indem Du das Beispiel gabst.“

„Dieß ist wahr, dieß ist auch wahr.“

„Du hast beinahe dem armen Saint-Luc die Verdammniß zugezogen.“

„Bah!" sagte Chicot, „weißt Du es wohl gewiß, mein Gott! daß ich ihm nicht völlig die Verdammniß zugezogen habe?"

„Nein, aber dieß wird wohl ihm, und auch Dir begegnen können, wenn Du ihn nicht spätestens morgen früh seiner Familie heimschickest."

„Ah! ah!" — bemerkte Chicot dem Könige, „die Stimme scheint mir eine Freundin der Familie von Cossé zu seyn."

„Und wenn Du nicht ihn zum Herzoge, und seine Frau zur Herzogin machest," fuhr die Stimme fort, „zur Entschädigung für ihre Tage anticipirten Wittwenstandes."

„Und wenn ich nicht gehorche?" sagte Chicot, indem er in seiner Stimme die Möglichkeit des Widerstandes durchblicken ließ.

„Wenn Du nicht gehorchest," antwortete die auf eine schreckliche Art stärker werdende Stimme, „wirst Du in Ewigkeit in jenem großen Kessel braten, worin, Dich erwartend, Sardanapal, Nabuchodonosor und der Marschall von Retz braten."

Heinrich stieß ein Aechzen aus. Auf diese Drohung wandelte ihn die Furcht wieder peinigender als jemals an.

„Zum Henker!" sagte Chicot, „bemerkest Du, Heinrich, wie der Himmel sich für Herrn von Saint-Luc interessirt? Man sollte meinen, der Teufel hole mich, daß er den guten Gott in seinem Aermel habe?

Aber Heinrich hörte die Späſſe Chicot's nicht, oder, wenn er ſie hörte, konnten ſie ihn nicht beruhigen. — „Ich bin verloren," ſagte er verwirrt, „ich bin verloren, und dieſe Stimme von Oben wird mir den Tod bringen."

„Stimme von Oben!" erwiederte Chicot; „ah! dießmal täuſcheſt Du Dich. Stimme von ſeitwärts, höchſtens."

„Wie! Stimme von ſeitwärts?" fragte Heinrich.

„Ei ja, hörſt Du denn nicht, mein Sohn, daß die Stimme von dieſer Wand kommt? Heinrich, der gute Gott wohnt im Louvre. Wahrſcheinlich zieht er, wie Kaiſer Karl V., durch Frankreich, um in die Hölle hinunterzuſteigen."

„Atheiſt! Gotteslaͤſterer!"

„Das iſt ehrenvoll für Dich, Heinrich. Daher mach' ich Dir mein Compliment. Aber, ich muß Dir's geſtehen, ich finde Dich ſehr kalt bei der Ehre, die Du empfängſt. Wie! der gute Gott iſt im Louvre, und von Dir nur durch eine Scheidewand getrennt, und Du willſt ihm keinen Beſuch machen? Geh doch, Valois, hierin erkenn' ich Dich nicht, und Du biſt nicht höflich."

In dieſem Augenblicke entzündete ſich eine in einer Ecke des Kamines verlorene Weinranke, und erleuchtete, einen Schimmer in das Gemach werfend, Chicot's Geſicht. Dieſes Geſicht hatte einen ſolchen Ausdruck von Luſtigkeit, von Spott, daß der König darüber erſtaunte.

„Ha," sagte er, „Du hast den Muth, zu spotten? Du wagest . . ."

„Ja, ich wag's," erwiederte Chicot, „und Du selbst wirst es nun alsogleich wagen, oder die Pest krampfe mich! Aber sey doch vernünftig, mein Sohn, und thue, was ich Dir sage."

„Ich soll sehen . . ."

„Ob der gute Gott wirklich im Zimmer nebenan ist."

„Aber wenn die Stimme wieder spricht?"

„Bin ich nicht da, um zu antworten? Es ist sogar sehr gut, daß ich fortfahre, in Deinem Namen zu sprechen; dieß wird die Stimme, die mich für Dich hält, zu glauben veranlassen, daß Du noch immer da seyest; denn die göttliche Stimme ist nicht wenig leichtgläubig, und kennt ihre Welt nicht viel. Wie! ich gröhle seit einer Viertelstunde, und sie hat mich nicht erkannt? Das ist für eine Intelligenz demüthigend."

Heinrich runzelte die Stirne. Chicot hatte so viel davon gesprochen, daß seine unglaubliche Leichtgläubigkeit erschüttert war.

„Ich glaube, daß Du Recht hast, Chicot," sagte er, „und ich habe wohl Lust . . ."

„Aber so geh' doch!" erwiederte Chicot, ihn fortschiebend.

Heinrich öffnete leise die Thüre des Corridors, der in das anstossende Zimmer führte, welches, wie man sich erinnert, das ehemalige Zimmer der Amme Karls IX. war, zur Zeit von Saint-Luc bewohnt. Kaum hatte

er jedoch vier Schritte im Corridor gemacht, als er die Stimme ihre Vorwürfe verdoppeln hörte. Chicot antwortete darauf durch die jämmerlichsten Klagen.

„Ja," sagte die Stimme, „Du bist unbeständig, wie ein Weib, weichlich, wie ein Sybarit, verderbt, wie ein Heide."

„Ach!" entgegnete Chicot mit einem weinerlichen Gesichte, „ach! ach! ist es meine Schuld, großer Gott! wenn Du mir die Haut so weich, und die Hände so weiß, die Nase so fein, den Geist so veränderlich gemacht hast? Aber es ist vorbei, mein Gott! von heute an will ich nur Hemden von grober Leinwand tragen. Ich werde mich in den Dünger vergraben, wie Hiob, und Kuhmist essen, wie Ezechiel."

Inzwischen ging Heinrich im Corridor fort, mit Verwunderung bemerkend, daß in dem Maße, als Chicot's Stimme schwächer, die Stimme seines Mitsprechers stärker wurde, und diese Stimme wirklich aus Saint-Luc's Zimmer zu kommen schien. Heinrich wollte an die Thüre klopfen, als er einen Lichtstrahl bemerkte, der durch die breite Oeffnung des ciselirten Schlosses drang. Er bückte sich zum Schlosse nieder, und schaute. Plötzlich wurde Heinrich, der sehr blaß war, vor Zorn roth, erhob sich, und rieb sich die Augen, wie um das besser zu sehen, was er nicht glauben konnte, obwohl er es sah.

„Mordieu!" murmelte er, „ist's möglich, daß man so sehr sein Spiel mit mir zu treiben gewagt habe?"

In der That sah er Folgendes durch die Oeffnung des Schlosses: In einer Ecke dieses Zimmers sprach Saint-Luc, mit einem seidenen Unterbeinkleide und Schlafrocke angethan, die drohenden Worte durch ein Sprachrohr, die der König für göttliche Worte hielt, und wobei ihm, auf seine Schulter gelehnt, eine junge Frau, in weißem und durchsichtigem Kleide, welche ihm von Zeit zu Zeit das Sprachrohr aus der Hand nahm, und in dasselbe, ihre Stimme verstärkend, alle jene Einfälle sprach, die zuerst in ihren maliziösen Augen und auf ihren spöttischen Lippen entsprangen. Ausbrüche närrischer Freude gab es nach jeder Wiedernehmung des Sprachrohres, während Chicot wehklagte und weinte, um den König glauben zu machen, so täuschend war die Nachäffung und so natürlich das Näseln, daß er selbst es wäre, den er von diesem Corridor aus weinen und wehklagen hörte.

„Johanna von Cossé im Zimmer von Saint-Luc, eine Oeffnung in der Mauer, eine Mystifikation, mir!" murrte Heinrich heimlich. „O! die Elenden! sie sollen mir's theuer büßen!"

Und auf eine von Frau von Saint-Luc durch das Sprachrohr gesprochene, beleidigendere Aeußerung, als die vorigen, trat Heinrich einen Schritt zurück, und sprengte mit einem für einen Weichling sehr männlichen Fußstoße die Thüre ein, deren Angeln halb aus dem Kitte fielen, und deren Schloß wegsprang.

Johanna, halb nackt, versteckte sich mit einem schreck-

lichen Schreie unter den Vorhängen, in welche sie sich hüllte, ihren Kopf verbergend.

Saint-Luc, das Sprachrohr in der Hand, blaß vor Schrecken, sank vor dem zornbleichen Könige auf beide Knie.

„Ah!" schrie Chicot aus der Tiefe des königlichen Gemaches, „ah! Erbarmen! Ich appellire hiewegen an die heilige Jungfrau Maria, an alle Heiligen... Ich werde schwächer, ich sterbe."

Aber in dem anstossenden Zimmer hatte noch kein Theilnehmer der possierlichen Scene, die wir so eben erzählten, die Kraft gefunden, zu sprechen, so rasch war die Situation in das Dramatische übergegangen.

Heinrich brach das Schweigen durch ein Wort, und diese Unbeweglichkeit durch eine Geberde. „Fort!" sagte er, die Arme ausstreckend.

Und eine Regung des Zornes, eines Königes unwürdig, nachgebend, riß er das Sprachrohr aus den Händen von Saint-Luc, und hob es empor, wie um ihn damit zu schlagen. Nun aber richtete Saint-Luc sich auf, wie von einer Springfeder von Stahl auf seine Beine geschnellt.

„Sire," sagte er, „Sie haben nur das Recht, mich auf den Kopf zu schlagen; ich bin Edelmann."

Heinrich schleuderte das Sprachrohr heftig auf den Boden. Jemand hob es auf. Chicot war's, welcher, da er das Getöse der eingesprengten Thüre gehört hatte, in der Meinung, daß die Anwesenheit eines Vermittlers nichts Ueberflüßiges wäre, alsogleich herbeigeeilt

war. Er ließ Heinrich und Saint-Luc sich entwirren, so gut sie es vermochten, und eilte gerade auf den Vorhang zu, unter welchem er Jemand vermuthete, und zog die arme, ganz zitternde Frau hervor.

„Da! da!" sagte er, „Adam und Eva nach dem Sündenfalle! Und Du jagst sie davon, Heinrich?" sagte er mit einem fragenden Blicke auf den König.

„Ja," erwiederte Heinrich.

„Dann warte, ich will den Verstoßungsengel machen."

Und zwischen den König und Saint-Luc sich werfend, schwang er sein Sprachrohr nach Art eines flammenden Schwertes über dem Haupte der Schuldigen, und sagte: „Dieß ist mein Paradies, welches Ihr durch Euern Ungehorsam verloren habet. Ich verbiete Euch, dahin zurückzukehren."

Dann sagte er, zu Saint-Luc's Ohre sich neigend, der, um seine Frau, sollte es nöthig seyn, gegen des Königes Zorn zu schützen, ihren Leib mit seinem Arme umschlang: „Wenn Sie ein gutes Pferd haben, reiten Sie es zu Tode; aber legen Sie von heute bis morgen zwanzig Meilen zurück!"

Neuntes Kapitel.

Wie Bussy seinem Traume nachzuforschen beginnt, immer mehr überzeugt, daß er eine Wirklichkeit war.

Inzwischen war Bussy mit dem Herzoge von Anjou heimgekehrt, Beide träumerisch; der Herzog, weil er

die Folgen seines kräftigen Ausfalles fürchtete, zu dem er einigermassen von Bussy war genöthiget worden; Bussy, weil die Ereignisse der verflossenen Nacht ihn über Alles beschäftigten.

„Im Grunde," sagte er bei sich, seine Wohnung erreichend, nachdem er dem Herzoge von Anjou viele Complimente über die von ihm bethätigte Energie gemacht hatte, „ist so viel gewiß, daß ich angegriffen wurde, daß ich mich geschlagen habe, daß man mir eine Wunde beibrachte, weil ich hier, auf der rechten Seite, meine Wunde fühle, die sogar sehr schmerzhaft ist. Nun aber sah ich, als ich mich schlug, wie ich hier das Kreuz des Petits-Champs sehe, ich sah die Mauer des Hôtels des Tournelles, und die mit Schießscharten versehenen Thürme der Bastille. Auf dem Platze der Bastille, ein wenig vor dem Hôtel des Tournelles, zwischen der Strasse Sainte-Catharine und der Strasse Saint-Paul, bin ich angegriffen worden, weil ich in die Vorstadt Saint-Antoine gehen, und den Brief der Königin von Navarra holen wollte. Hier also bin ich angegriffen worden, nahe bei einer Thüre mit einem Schieber, durch den ich, so wie einmal die Thüre hinter mir zugeschlossen war, Quélus mit seinen so bleichen Wangen und so flammenden Augen betrachtet habe. Ich war in einem Gange; am Ende des Ganges lag eine Treppe. Ich habe die erste Stufe dieser Treppe gefühlt, weil ich daran stolperte. Dann bin ich in Ohnmacht gefallen. Dann hat mein Traum begonnen. Dann

lag ich, von einem sehr frischen Winde geweckt, auf der Böschung der Gräben des Tempels, zwischen einem Augustinermönche, einem Schlächter und einem alten Weibe. „Woher kommt es nun, daß meine übrigen Träume so schnell und so völlig aus meinem Gedächtnisse sich verwischen, während dieser um so lebhafter sich einprägt, je mehr ich von dem Momente mich entferne, da ich ihn gehabt habe?“

„Ah!“ sagte Bussy, „das ist eben das Geheimniß.“ Und er blieb am Thore seines Hôtels stehen, bei dem er gerade in diesem Augenblicke angekommen war, und schloß, sich an die Mauer lehnend, die Augen.

„Morbleu!“ sagte er, „es ist unmöglich, daß ein Traum einen solchen Eindruck im Geiste zurücklasse. Ich sehe das Zimmer mit seiner Personentapete, ich sehe den gemalten Plafond, ich sehe mein Bett von geschnitztem Eichenholze mit seinen Vorhängen von weißem Damaste und Gold. Ich sehe das Porträt, ich sehe die blonde Frau; minder bin ich dessen gewiß, ob die Frau und das Porträt ein und dasselbe seyen. Endlich seh' ich das gute fröhliche Gesicht des jungen Arztes, den man mit verbundenen Augen an mein Bett geführt hat. Dieß sind doch gewiß genug Anzeichen. Fassen wir das Ganze zusammen: eine Tapete, ein Plafond, ein geschnitztes Bett, Vorhänge von weißem Damaste und Gold; ein Porträt, eine Frau und ein Arzt. Auf! auf! ich muß allem dem nachforschen, und es wiederfinden, wenn ich nicht das dümmste Thier bin.“ „Und

vor Allem," sagte Bussy, „muß ich, um das Geschäft klug anzugreifen, ein für einen Nachtschwärmer passenderes Costüm wählen, dann zur Bastille!"

In Folge dieses ziemlich wenig vernünftigen Entschlusses von Seite eines Mannes, der, nachdem er am vorigen Tage in einer Gegend beinahe wäre ermordet worden, am andern Tage, zur nämlichen Stunde, oder beinahe zur nämlichen, in die nämliche Gegend gehen wollte, ging Bussy in seine Wohnung hinauf, ließ den Verband, welcher seine Wunde schloß, durch einen zufällig in seinen Diensten befindlichen, ein wenig mit der Chirurgie vertrauten Diener versichern, zog lange Stiefel an, die bis zur Mitte der Schenkel reichten, nahm seinen stärksten Degen, hüllte sich in seinen Mantel, setzte sich in eine Sänfte, hielt am Ende der Straße des Königs von Sicilien, stieg aus, befahl seinen Leuten, auf ihn zu warten, und schlug, die große Straße Saint-Antoine erreichend, den Weg nach der Bastille ein.

Es war etwa neun Uhr Abends. Die Feierglocke hatte geschlagen. Paris wurde öde. In Folge des den Tag über von ein wenig Sonne und ein wenig lauer Atmosphäre veranlaßten Thauwetters, machten die Eiswasserpfützen und die schlammigen Löcher aus dem Platze der Bastille einen von Seen und Abgründen durchkreuzten Boden, welchen wie eine Straße jener gebahnte Weg umgab, von dem wir bereits gesprochen haben.

Bussy orientirte sich, er suchte die Stelle, wo sein

Pferd zusammenstürzte, und glaubte sie gefunden zu haben; er machte die nämlichen Bewegungen des Rückzuges und Angriffes, die er gemacht zu haben sich erinnerte; er trat bis zur Mauer zurück, und untersuchte jede Thüre, um den Winkel zu finden, an den er sich gelehnt, und den Schieber, durch welchen er Quélus betrachtet hatte. Aber alle Thüren hatten einen Winkel, und fast alle einen Schieber; es war ein Gang hinter den Thüren. Durch ein Verhängniß, welches minder außerordentlich scheinen wird, wenn man bedenkt, daß der Portier zu jener Zeit in bürgerlichen Häusern eine unerhörte Sache war, besaßen drei Viertheile der Thüren Gänge.

„Pardieu!“ sagte Bussy mit gewaltigem Aerger bei sich, „müßte ich an jede von diesen Thüren klopfen, alle Miethleute befragen; müßte ich tausend Thaler aufwenden, um den Dienern und alten Weibern die Zungen zu lösen, ich werde erfahren, was ich wissen will. Es giebt fünfzig Häuser da; bei zehn Häusern allabendlich, werde ich zehn Abende verlieren; nur werde ich warten, bis es etwas trockener seyn wird.“

Bussy vollendete diesen Monolog, als er ein kleines, zitterndes und blasses Licht gewahrte, das sich näherte, in den Wasserpfützen sich spiegelnd, wie ein Leuchthurm im Meere. Dieses Licht nährte sich langsam und ungleich in seiner Richtung, bisweilen rechts, bisweilen links abweichend, dann, ein anderesmal, plötzlich stolpernd, und wie ein Irrlicht zu tanzen beginnend; dann

seinen ruhigen Gang wieder fortsetzend, hierauf endlich neuen Abschweifungen sich hingebend.

„Gewiß," sagte Bussy, „das ist ein sonderbarer Platz, dieser Platz der Bastille; aber es thut nichts, wir warten."

Und Bussy, um gemächlicher zu warten, hüllte sich in seinen Mantel, und duckte sich in den Winkel einer Thüre. Die Nacht war äußerst finster, und man konnte sich nicht auf zehn Schritte sehen. Die Laterne fuhr fort sich zu nähern, indem sie die tollsten Gaukeleien machte. Allein da Bussy nicht abergläubisch war, blieb er überzeugt, daß das Licht, welches er sah, keines von den Irrlichtern jener Art sey, welche im Mittelalter die Reisenden so sehr erschreckten; sondern einfach eine Stocklaterne, am Ende einer Hand befindlich, die selbst wieder an irgend einem Leibe befestiget war.

Wirklich wurde nach einigen Sekunden des Wartens die Vermuthung gerechtfertiget. Bussy gewahrte in einer Entfernung von etwa dreißig Schritten von ihm, eine lange, schwarze und dünne Gestalt, wie einen Pfahl; diese Gestalt nahm nach und nach den Umriß eines lebenden Wesens an, die Laterne haltend mit seinem linken, bald vor sein Gesicht hin, bald seitwärts ausgestreckten, bald seine Hüfte entlang schlumpenden Arme. Dieses lebende Wesen schien für den Augenblick der ehrenwerthen Brüderschaft der Betrunkenen anzugehören; denn nur der Trunkenheit konnte man die sonderbaren Zickzacke beimessen, die er machte, und jene Art von

Philosophie, womit er in die Kothlachen stolperte, und in die Wasserpfützen patschte. Einmal begegnete es ihm sogar, auf einer Schichte schlecht aufgethauten Eises auszugleiten, und ein dumpfer Wiederhall, von einer unwillkürlichen Bewegung der Laterne begleitet, die von Oben nach Unten zu stürzen schien, deutete Bussy an, daß der nächtliche Spaziergänger, unsicher auf seinen beiden Füssen, einen solideren Schwerpunkt gesucht hatte.

Von nun an begann Bussy jene Art von Achtung zu fühlen, welche alle edle Herzen für verspätete Betrunkene empfinden, und er wollte vorwärts gehen, um diesen Bacchuspriester, wie Meister Ronsard sagte, beizustehen, als er die Laterne mit einer Schnelligkeit sich erheben sah, welche anzeigte, daß derjenige, der sich ihrer so schlecht bediente, eine größere Solidität besaß, als man im Hinblicke auf den Anschein hätte glauben können.

„Ei doch," murmelte Bussy, „wieder ein Abenteuer, wie es scheint."

Und als die Laterne wieder ihren Gang fortsetzte, und gerade in der Richtung gegen ihn vorzurücken schien, duckte er sich tiefer als je in den Winkel der Thüre. Die Laterne machte noch zehn Schritte, und nun bemerkte Bussy bei dem Schimmer, den sie warf, einen seltsamen Umstand, nämlich daß der Mann, der sie trug, eine Binde vor den Augen hatte.

„Pardieu!" sagte er, „das ist eine sonderbare Idee, mit einer Laterne Blindekuh zu spielen, besonders zu einer solchen Zeit, und auf einen solchen Boden. Sollte

ich etwa wieder zu träumen beginnen?" Bussy wartete noch, und der Mann mit der Binde machte noch fünf bis sechs Schritte.

„Gott verzeihe mir's," sagte Bussy, „ich glaube er spricht ganz allein. Ei, dieß ist weder ein Betrunkener, noch ein Narr; es ist ein Mathematiker, der die Lösung eines Problems sucht."

Diese Aeußerung hatten dem Beobachter die letzten, vom Manne mit der Laterne ausgesprochenen, und von Bussy gehörten Worte eingegeben.

„Vierhundert achtundachtzig Schritte, vierhundert neunundachtzig Schritte, vierhundertneunzig Schritte," murmelte der Mann mit der Laterne; „sie muß gleich hier in der Nähe seyn."

Und nun lüftete der geheimnißvolle Mann mit seiner rechten Hand seine Binde, und näherte sich, einem Hause gegenüber stehend, der Thüre. Bei der Thüre angekommen, betrachtete er sie aufmerksam. „Nein," sagte er, „diese ist's nicht."

Dann ließ er seine Binde herab, und setzte seinen Weg fort, seine Berechnung wieder beginnend.

„Vierhundert einundneunzig, vierhundert zweiundneunzig, vierhundert dreiundneunzig, vierhundert vierundneunzig; ich muß verbrennen," sagte er. Und er lüftete von Neuem seine Binde, und der Thüre neben derjenigen sich nähernd, wo Bussy sich versteckt hielt, untersuchte er sie mit nicht minderer Aufmerksamkeit, als die erste.

„Hm! hm!“ sagte er, „diese könnte es wohl seyn; nein, ja, ja, nein; diese Teufelsthüren gleichen sich Alle.“

„Dieß ist eine Bemerkung, die ich schon gemacht hatte,“ sagte Bussy bei sich; „dieß erfüllt mich mit Hochschätzung gegen den Mathematiker.“ Der Mathematiker that die Binde wieder vor, und setzte seinen Weg fort. „Vierhundert fünfundneunzig, vierhundert sechsundneunzig, vierhundert siebenundneunzig, vierhundert achtundneunzig, vierhundert neunundneunzig ... Wenn mir gegenüber eine Thür steht, so muß sie es seyn,“ sagte der Sucher.

Wirklich stand dort eine Thüre, und diese Thür war jene, wo Bussy sich versteckt hielt; dabei ergab sich, daß, als der vermeintliche Mathematiker seine Stocklaterne bis zu Mannshöhe aufhob, und seine Binde wieder wegthat, er und Bussy einander gegenüber standen.

„Wohlan!“ sagte Bussy.

„O!“ erwiederte der Spaziergänger, einen Schritt zurückfahrend.

„Da,“ sagte Bussy.

„Es ist nicht möglich,“ rief der Unbekannte aus.

„O ja, nur ist's außerordentlich. Sind Sie der Arzt?“

„Und Sie der Edelmann?“

„Richtig.“

„Jesus! welcher Zufall!“

„Der Arzt,“ fuhr Bussy fort, „der gestern Abend

einen Edelmann verbunden hat, der einen Degenstich in die Seite bekommen hatte."

„Rechts."

„So ist's; ich habe Sie sogleich wieder erkannt; Sie sind's, der eine so sanfte, so leichte und dabei so geschickte Hand hat."

„Ah! mein Herr, ich erwartete nicht, Sie hier zu treffen."

„Was suchten Sie denn?"

„Das Haus."

„Ah!" versetzte Bussy, „Sie suchten das Haus?"

„Ja."

„Sie kennen es also nicht?"

„Wie soll ich es kennen," antwortete der junge Mann, „da man mich mit verbundenen Augen hingeführt hat?"

„Man hat Sie mit verbundenen Augen hingeführt?"

„Gewiß."

„Sie sind also wirklich in dieses Haus gekommen?"

„In dieses oder in eines der anstossenden Häuser; ich kann nicht sagen in welches, da ich es suche."

„Gut," entgegnete Bussy, „dann hab' ich nicht geträumt!"

„Wie? Sie haben nicht geträumt!"

„Ich muß Ihnen sagen, mein lieber Freund, daß ich glaubte, dieses ganze Abenteuer, mit Ausnahme des wohl verstandenen Degenstiches, wäre ein Traum."

„Nun denn," erwiederte der junge Mann, „Sie setzen mich nicht in Erstaunen, mein Herr."

„Wie so?“

„Ich vermuthete, daß ein Geheimniß dahinter stecke.“

„Ja, mein Freund, und zwar ein Geheimniß, das ich ergründen will; Sie werden mir dabei helfen, nicht wahr?“

„Sehr gerne.“

„Gut; vor Allem zwei Worte.“

„Sprechen Sie!“

„Wie heißen Sie?“

„Mein Herr,“ erwiederte der junge Arzt, „ich werde hiewegen keinen störrigen Willen bethätigen. Ich weiß wohl, daß ich nach guter Manier und nach der Mode stolz auf ein Bein mich hinpflanzen, und, die Hand auf der Hüfte, zu Ihnen sagen sollte: Und Sie, mein Herr, wenn's beliebt? Aber Sie haben einen langen Degen, und ich nur meine Lanzette. Sie haben das Aussehen eines würdigen Edelmannes, und ich muß Ihnen ein Spitzbube scheinen, denn ich bin bis auf die Knochen durchnäßt, und bis hinten mit Koth bespritzt. Ich entschließe mich also, auf Ihre Frage ganz freimüthig zu antworten: Ich heiße Remy-le-Haudouin.“

„Sehr wohl, mein Herr. Tausend Dank. Ich bin der Graf Ludwig von Clermont, Seigneur von Bussy.“

„Bussy d'Amboise, der Held Bussy!“ rief der junge Doctor mit einer sichtbaren Freude aus. „Wie, mein Herr, Sie wären der berühmte Bussy, der Oberst, der... welcher... o!“

„Ich bin Bussy, mein Herr," versetzte der Edelmann bescheiden. „Und nun, da wir wechselseitige Aufschlüsse besitzen, so befriedigen Sie gefälligst meine Neugier, wie durchnäßt und kothbespritzt Sie auch seyn mögen."

„Der Fall ist der," sagte der junge Mann, seine ganz von Koth besudelte Hose betrachtend, „der Fall ist der, daß ich, wie Epaminondas der Thebaner, gezwungen seyn werde, drei Tage zu Hause zu bleiben, da ich nur eine einzige Hose habe, und nur ein einziges Wamms besitze. Aber um Vergebung, Sie erwiesen mir die Ehre, mich zu befragen, glaub' ich."

„Ja, mein Herr, ich wollte Sie fragen, wie Sie in dieses Haus gekommen waren."

„Dieß ist sehr einfach und zugleich sehr verwickelt, wie Sie sehen werden," entgegnete der junge Mann.

„Lassen Sie hören."

„Herr Graf, verzeihen Sie, bisher war ich so verstört, daß ich vergessen habe, Ihnen Ihren Titel zu geben."

„Dieß thut nichts, fahren Sie immerhin fort."

„Herr Graf, hören Sie demnach, was mir begegnet ist: Ich wohne in der Straße Beautreilles, fünfhundertzwei Schritte von hier. Ich bin ein armer chirurgischer Lehrling, nicht ungeschickt, ich versichere Ihnen."

„Ich kann davon sprechen," erwiederte Bussy.

„Und ich habe viel studirt," fuhr der junge Mann fort, „allein ohne Clienten zu bekommen. Man nennt mich, wie ich Ihnen gesagt habe, Remy-le-Haudouin;

Remy von meinem Taufnamen, und le-Haudouin, weil ich zu Nanteuil-le-Haudouin geboren bin. Nun aber hab' ich vor sieben oder acht Tagen einen Mann, der hinter dem Zeughause einen starken Messerstich erhalten hatte, die Bauchhaut zugenäht, und in das Innere dieser Haut die hervorgequollenen Eingeweide sehr geeignet zurückgebracht. Dieß hat mir in der Nachbarschaft einen gewissen Ruf gegründet, dem ich das Glück beimesse, gestern bei Nacht von einer kleinen Flötenstimme geweckt worden zu seyn."

„Eine weibliche Stimme?" rief Bussy aus.

„Ja, aber bemerken Sie dabei wohl, mein Edelmann, daß ich, wie unbehülflich ich auch seyn mag, überzeugt bin, daß es eine Zofenstimme war. Ich verstehe mich darauf, weil ich mehr solche Stimmen, als Stimmen von Gebieterinnen gehört habe."

„Und was haben Sie hernach gethan?"

„Ich bin aufgestanden, und habe meine Thüre geöffnet; aber kaum war ich auf der Flur, als zwei kleine Hände, nicht allzu weiche, aber auch nicht allzu harte, mir die Augen verbanden."

„Ohne etwas zu sagen?" fragte Bussy.

„Allerdings; mit den Worten: „„Kommen Sie; versuchen Sie nicht zu sehen, wohin Sie gehen; seyen Sie verschwiegen; hier Ihre Belohnung.""

„Und diese Belohnung war?"

„Eine Börse, Pistolen enthaltend, die sie mir in die Hand steckte."

„Ah! ah! und was antworteten Sie?“

„Daß ich bereit sey, meiner charmanten Führerin zu folgen. Ich wußte nicht, ob sie charmant war oder nicht; aber ich dachte, daß ein Beiname deßwegen, weil er vielleicht ein wenig übertrieben lautete, nicht schaden könnte.“

„Und Sie folgten, ohne Bemerkungen zu machen, ohne Bürgschaften zu verlangen?“

„Ich habe oft in den Büchern Geschichten dieser Art gelesen, und gefunden, daß immer etwas für den Arzt Angenehmes daraus erfolgte. Ich folgte also, wie ich die Ehre gehabt habe, Ihnen zu sagen; man führte mich auf einem harten Boden; es fror; ich zählte vierhundert, vierhundertfünfzig, fünfhundert, und endlich fünfhundertzwei Schritte.“

„Gut,“ sagte Bussy, „dieß war klug; dann müssen Sie an dieser Thüre seyn?“

„Ich kann wenigstens nicht weit davon entfernt seyn, weil ich dießmal bis auf vierhundertneunundneunzig gezählt habe, woferne nicht die verschmitzte Zofe, und ich argwöhne diesen Schelmenstreich, mich auf Umwegen geführt hat.“

„Ja; allein gesetzt auch, daß sie an diese Vorsichtsmaßregel gedacht habe,“ erwiederte Bussy, „hat sie doch wohl, wenn nicht der Teufel sein Spiel trieb, irgend ein Zeichen von sich gegeben, irgend einen Namen ausgesprochen?“

„Nichts von dem.“

„Aber Sie selbst mußten irgend eine Bemerkung machen?“

„Ich habe alles das bemerkt, was man mit Fingern bemerken kann, die gewöhnt sind, bisweilen die Augen zu ersetzen, nämlich eine Thüre mit Nägeln; hinter der Thüre einen Gang; am Ende des Ganges eine Treppe.“

„Links!“

„So ist's. Ich habe sogar die Stufen gezählt.“

„Wie viele?“

„Zwölf.“

„Und der Eingang sodann.“

„Ein Corridor, glaub' ich, denn man hat drei Thüren geöffnet.“

„Gut.“

„Dann hab' ich eine Stimme gehört, ah! dieß war eine süsse und sanfte Gebieterinstimme.“

„Ja, ja, es war die ihrige.“

„Gut, es war die ihrige.“

„Ich bin dessen gewiß.“

„Daß ist schon Etwas, daß Sie dessen gewiß sind. Dann hat man mich in das Zimmer geschoben, worin sie lagen, und mir gesagt, meine Binde abzunehmen.“

„So ist's.“

„Hierauf hab' ich Sie erblickt.“

„Wo war ich?“

„Sie lagen in einem Bette.“

„In einem Bette von weißen Damaste und Goldblumen."

„Ja."

„In einem mit Tapeten ausgeschlagenen Zimmer."

„Vortrefflich!"

„Mit einem Personenplafond."

„So ist's; ferner zwischen zwei Fenstern . . ."

„Ein Porträt."

„Bewunderungswürdig."

„Eine Dame von achtzehn bis zwanzig Jahren vorstellend."

„Ja."

„Blond."

„Sehr wohl."

„Schön, wie alle Engel."

„Schöner."

„Bravo! Was haben Sie hernach gethan?"

„Ich habe Sie verbunden."

„Und sehr gut, meiner Treue!"

„So gut ich konnte."

„Bewunderungswürdig, mein lieber Herr, bewunderungswürdig; denn heute früh war die Wunde beinahe geschlossen und sehr rosenfarben."

„Dieß verdank' ich einem von mir zusammengesetzten Balsame, der mir ein souveränes Mittel scheint; denn sehr oft, wenn ich nicht wußte, an wem ich ihn erproben sollte, hab' ich mir die Haut an verschiedenen Stellen durchlöchert, und, meiner Treue! die Löcher schlossen sich wieder in zwei oder drei Tagen."

„Mein lieber Herr Remy," rief Bussy aus, „Sie sind ein charmanter Mann, und ich fühle mich von Zuneigung ganz zu Ihnen hingezogen. Doch hernach, lassen Sie hören, sprechen Sie!"

„Hernach fielen Sie wieder in Ohnmacht. Die Stimme fragte mich, wie es Ihnen gehe."

„Von wo fragte sie?"

„Von einem Nebenzimmer aus."

„So, daß Sie die Dame nicht gesehen haben?"

„Ich habe sie nicht bemerkt."

„Sie antworteten ihr . . ."

„Daß die Wunde nicht gefährlich sey, und in vierundzwanzig Stunden nichts mehr zu sehen seyn würde."

„Sie schien befriediget."

„Entzückt; denn sie rief aus:" — „„Welches Glück, mein Gott!""

„Sie hat gesagt: „„Welches Glück!"" mein lieber Herr Remy, ich werde Ihr Glück machen. Hernach, hernach."

„Hernach war Alles vorbei; da Sie verbunden waren, hatte ich dort nichts mehr zu thun; die Stimme sagte dann zu mir:" „„Herr Remy . . .""

„Wußte die Stimme Ihren Namen?"

„Ohne Zweifel, gleichfalls in Folge des Abenteuers mit dem Messerstiche, das ich Ihnen erzählt habe."

„Richtig, die Stimme sagte zu Ihnen: „„Herr Remy,""

„„Seyen Sie ein Mann von Ehre bis an's Ende; compromittiren Sie nicht eine arme, von einer Regung von Menschenfreundlichkeit hingerissene Frau; nehmen

Sie Ihre Binde wieder, und dulden Sie ohne Hinterlist, daß man Sie wieder nach Hause führe.““

„Sie versprachen es?“

„Ich gab mein Wort.“

„Und Sie haben es gehalten?“

„Sie sehen es wohl,“ antwortete der junge Mann treuherzig, „weil ich die Thüre suche.“

„Ah!“ sagte Bussy, „dieß ist ein herrlicher Zug, das Benehmen eines Biedermannes; und obwohl ich im Grunde darüber ganz rasend werde, kann ich mich doch nicht enthalten, Ihnen zu sagen: fassen Sie sie, Herr Remy!“ Und Bussy, enthusiasmirt, reichte die Hand dem jungen Doctor.

„Mein Herr,“ sagte Remy verlegen.

„Zugegriffen, zugegriffen, Sie sind würdig, ein Edelmann zu seyn.“

„Mein Herr,“ erwiederte Remy, „es wird eine ewige Ehre für mich seyn, die Hand des tapfern Bussy d'Amboise berührt zu haben; ich hege jedoch ein Bedenken.“

„Und welches?“

„In der Börse lagen zehn Pistolen.“

„Nun denn!“

„Das ist viel zu viel für einen Mann, der sich für seine Besuche fünf Sous bezahlen läßt, wenn er seine Besuche nicht unentgeldlich macht; und ich suchte das Haus . . .“

„Um die Börse zurückzugeben?“

„Ganz recht.“

„Mein lieber Herr Remy, das ist zu viel Zartgefühl, ich schwöre Ihnen; Sie haben dieses Geld ehrenvoll verdient, und es gehört füglich Ihnen."

„Glauben Sie?" sagte Remy innerlich sehr zufrieden.

„Ich stehe Ihnen gut dafür; nur ist's jedoch nicht die Dame, welche Sie bezahlen mußte, denn ich kenne sie nicht, und sie kennt mich eben so wenig."

„Ein Grund mehr, Sie sehen wohl."

„Ich wollte nur sagen, daß auch ich Ihr Schuldner war."

„Sie mein Schuldner?"

„Ja, und ich werde die Schuld tilgen. Was machen Sie in Paris? Lassen Sie hören ... sprechen Sie ... Machen Sie mir Ihre Anvertrauungen, mein lieber Herr Remy."

„Was ich in Paris mache? Gar nichts, Herr Graf; aber ich würde etwas machen, wenn ich Clienten hätte."

„Nun denn! das ist ein vortrefflicher Einfall; ich will Ihnen gleich einen Clienten verschaffen: wollen Sie mich als solchen? Ich bin ein famoser Kunde, hören Sie! Es vergeht kein Tag, an dem nicht von mir an Andern, oder von Andern an mir das schönste Werk des Schöpfers beschädigt wird. Lassen Sie hören ... wollen Sie es unternehmen, die Löcher, welche man in meine Haut machen wird, oder die Löcher, die ich in die Haut Anderer machen werde, wieder auszuflicken?"

„Ah! Herr Graf," antwortete Remy, „ich habe ein zu geringes Verdienst ..."

„Nein, im Gegentheile, Sie sind der Mann, wie ich ihn brauche, oder der Teufel hole mich! Sie haben eine leichte Hand, wie eine Frauenhand, und dazu den Balsam von Ferragus . . ."

„Mein Herr!"

„Sie werden bei mir wohnen; . . . Sie werden Ihr eigenes Quartier haben, Ihre eigenen Diener; schlagen Sie ein, oder, auf mein Wort, Sie werden mich auf's Tiefste betrüben. Zudem ist Ihre Aufgabe noch nicht gelöset: es handelt sich darum, einen zweiten Verband vorzunehmen, lieber Herr Remy."

„Herr Graf," antwortete der junge Doctor, „ich bin so entzückt, daß ich Ihnen meine Freude nicht auszudrücken weiß. Ich werde arbeiten, ich werde Clienten bekommen!"

„Nein doch, da ich Ihnen sage, daß ich Sie für mich ganz allein nehme... und für meine Freunde, wohlverstanden. Nun, erinnern Sie sich keines andern Umstandes mehr?"

„Keines."

„Ah, gut, helfen Sie mir dann wiederfinden, wenn es möglich ist."

„Wie so?"

„Wohlan... Sie sind ein Mann von Beobachtung, Sie zählen die Schritte, Sie betasten die Mauern, Sie bemerken die Stimmen; wie kam es denn, daß ich, nachdem ich von Ihnen verbunden worden war, von diesem Hause auf die Böschung der Gräben des Tempels mich gebracht sah?"

„Sie!“

„Ja... ich... Haben Sie bei diesem Transporte auf irgend eine Art mitgeholfen?“

„Nein! Ich würde mich im Gegentheile sehr widersetzt haben, wenn man mich um Rath gefragt hätte... Die Kälte konnte Ihnen großes Uebel zufügen.“

„Dann ist mir's unbegreiflich,“ sagte Bussy; „wollen Sie nicht noch ein wenig mit mir suchen?“

„Ich will Alles, was Sie wollen, mein Herr; aber ich fürchte sehr, es möchte vergeblich seyn; alle diese Häuser gleichen sich.“

„Nun denn!“ versetzte Bussy, „so muß man dieß bei Tag wieder besehen.“

„Ja; aber bei Tag wird man uns sehen.“

„Dann wird man sich erkundigen müssen!“

„Wir werden uns erkundigen, Monseigneur.“

„Und wir werden unsern Zweck erreichen. Glaube mir, Remy, nun sind wir zu Zweien, und wir haben eine Wirklichkeit was viel ist.“

Zehntes Kapitel.

Was für ein Mann der Oberjägermeister Bryan von Monsoreau war.

Es war nicht Freude, es war Wahnsinn, was Bussy ergriff, als er die Gewißheit erlangt hatte, daß die Dame seines Traumes eine Wirklichkeit sey, und

daß diese Dame in der That ihm jene Gastfreundschaft erwiesen, wovon er dunkle Erinnerung in der Tiefe seines Herzens bewahrte. Daher wollte er den jungen Doctor nicht von sich lassen, den er so eben zur Stelle seines ordentlichen Arztes erhoben hatte. Remy mußte sogar, wie kothbespritzt er auch war, sich zu ihm in seine Sänfte setzen; er fürchtete, daß er, wenn er ihn einen einzigen Augenblick aus den Augen ließe, wie eine andere Erscheinung verschwinden möchte; er gedachte, in das Hôtel Bussy ihn zu führen, die Nacht über ihn einzusperren, und am andern Tage würde er sehen, ob er ihm die Freiheit geben sollte.

Die ganze Zeit der Heimkehr wurde zu neuen Fragen verwendet; aber die Antworten drehten sich in dem beschränkten Kreise, den wir eben erst gezogen haben. Remy le Haudouin wußte nicht viel mehr davon, als Bussy, es sey denn, daß er die Gewißheit hatte, nicht geträumt zu haben, da er nicht in Ohnmacht gefallen war.

Aber für einen Mann, der verliebt zu werden beginnt, und Bussy wurde es sichtlich, war es schon viel, Jemand zu haben, mit dem er von der Dame sprechen konnte, die er liebte. Freilich hatte Remy diese Dame nicht gesehen; aber dieß war in Bussy's Augen wieder ein Verdienst mehr, weil Bussy ihm begreiflich zu machen versuchen konnte, wie sehr sie in jeder Beziehung ihr Porträt übertraf.

Bussy fühlte große Lust, die ganze Nacht von der

unbekannten Dame zu plaudern; allein Remy begann seine Funktionen als Doctor mit dem Verlangen, daß der Verwundete schlafe, oder allerwenigstens zu Bette gehe; die Ermüdung und der Schmerz gaben dem schönen Edelmann den nämlichen Rath, und diese drei vereinigten Mächte trugen den Sieg davon.

Dieß geschah jedoch nicht, ohne daß Bussy selbst seinen neuen Tischgenossen in drei Zimmer eingewiesen hatte, die ehedem von ihm bewohnt gewesen, da er ein junger Mensch war, und einen Theil vom dritten Stocke des Hôtels Bussy bildeten; dann, wohlüberzeugt, daß der junge Arzt, zufrieden mit seiner neuen Wohnung und mit dem neuen Glücke, ihm von der Vorsehung gespendet, nicht heimlich aus dem Hôtel entweichen würde, stieg er in die prächtigen Gemächer hinunter, die er selbst im ersten Stocke bewohnte.

Am andern Tage erwachend, sah er Remy an seinem Bette stehen. Der junge Mann hatte die Nacht verlebt, ohne an das Glück zu glauben, das ihm vom Himmel fiel, und er wartete auf Bussy's Erwachen, um seinerseits sich zu versichern, daß er nicht geträumt hatte.

„Nun denn," fragte Remy, „wie befinden Sie sich?"

„Vortrefflich, mein lieber Aeskulap, und Sie, sind Sie zufrieden?"

„So zufrieden, mein vortrefflicher Gönner, daß ich gewiß mein Schicksal nicht gegen jenes Heinrichs III. vertauschen möchte, obwohl er während des gestrigen

Tages eine hübsche Strecke auf dem Wege zum Himmel zurückgelegt haben muß; allein es handelt sich nicht darum; ich muß die Wunde sehen."

„Sehen Sie."

Und Bussy kehrte sich auf die Seite, damit der junge Wundarzt den Verband lüften konnte.

Alles ging auf's Beste; die Ränder der Wunde waren rosenfarben und einander genähert. Der glückliche Bussy hatte gut geschlafen, und da der Schlaf und das Glück dem Wundarzte beistanden, hatte dieser beinahe nichts mehr zu thun.

„Wohlan!" fragte Bussy, „was sagen Sie dazu, Meister Ambrosius Paré?"

„Ich sage, daß ich es Ihnen nicht zu gestehen wage, daß Sie beinahe geheilt sind, aus Furcht Sie möchten mich in meine Straße Beautreilles zurückschicken, fünfhundert zwei Schritte von dem berühmten Hause entfernt."

„Das wir wieder finden werden, nicht wahr Remy?"

„Ich glaube wohl."

„Nun sprichst Du doch mein Kind," sagte Bussy.

„Um Vergebung," rief Remy aus, die Thränen in den Augen; „Sie haben mich geduzt, glaub' ich, Monseigneur."

„Remy, ich duze die Leute, welche ich liebe. Ist's Dir zuwider, daß ich Dich geduzt habe?"

„Im Gegentheile," erwiederte der junge Mann, indem er versuchte, Bussy's Hand zu fassen und zu küssen; „im Gegentheile. Ich fürchtete, unrecht verstanden zu

haben. O! Monseigneur von Bussy, wollen Sie denn, daß ich vor Freude närrisch werden soll?"

„Nein, mein Freund; ich will nur, daß Du mich auch ein wenig liebest; daß Du dich als Hausgenossen betrachtest, und daß Du mir erlaubest, während Du Deinen kleinen Umzug vollführest, der Annahme des Jagdstabes*) des Oberjägermeisters von Seite des Hofes beizuwohnen."

„Ah!" erwiederte Remy, „da sieht man es, daß wir schon wieder närrisches Zeug machen wollen."

„Ei, nein, im Gegentheile, ich verspreche Dir, sehr vernünftig zu seyn."

„Aber Sie werden reiten müssen."

„Ja, unerläßlich."

„Haben Sie ein Pferd von sehr sanftem Gange und einen guten Läufer?"

„Ich habe deren vier zur Auswahl."

„Wohlan, nehmen Sie heute für sich dasjenige, welches Sie von der Porträtdame, Sie wissen, möchten reiten lassen."

„Ah! ob ich's weiß, ich glaub's wohl. Sehen Sie, Remy, Sie haben wirklich den Weg zu meinen Herzen für immer gefunden; ich fürchtete entsetzlich, Sie möchten es mir verwehren, auf diese Jagd, oder vielmehr auf diese Scheinjagd zu gehen; denn die Damen des

*) L'estortuaire hieß der Stab, welchen der Oberjägermeister dem Könige gab, um damit im Galoppiren die Zweige der Bäume zu beseitigen. A. D.

Hofes und eine beträchtliche Anzahl von neugierigen Frauenzimmern der Stadt, werden daran Theil nehmen. Nun aber, Remy, mein lieber Remy, begreifst Du, daß die Porträtdame natürlicherweise zum Hofe oder zur Stadt gehören wird. Ganz gewiß ist sie keine einfache Bürgerin; diese Tapeten, diese feinen Schmelzarbeiten, dieser gemalte Plafond, dieses Bett von weißem Damaste und Gold, kurz all' dieser Luxus von so gutem Geschmacke, verräth eine Dame von Stande, oder allermindestens eine reiche Dame, die ich dort treffen könnte."

„Alles ist möglich," antwortete le Haudouin philosophisch.

„Ausgenommen das Haus wieder zu finden," seufzte Bussy.

„Und hineinzukommen, wenn wir es werden wiedergefunden haben," fügte Remy bei.

„O! daran denke ich niemals, außer wenn ich darin bin," sagte Bussy; „übrigens hab' ich ein Mittel," setzte er hinzu, „wenn wir einmal so weit seyn werden."

„Welches?"

„Mir einen zweiten Stich beibringen zu lassen."

„Gut," versetzte Remy, „dieß giebt mir Hoffnung, daß Sie mich behalten werden."

„Sey doch unbesorgt," sagte Bussy, „es kommt mir vor, als ob ich Dich schon zwanzig Jahre lang kenne, und, auf Edelmannstreue, ich könnte nicht mehr ohne Dich seyn."

Das anmuthige Gesicht des jungen Arztes strahlte mit dem Ausdrucke einer unsäglichen Freude.

„Gut," sagte er, „es ist beschlossen; Sie gehen auf die Jagd, um die Dame zu suchen, und ich kehre in die Straße Beautreilles zurück, um das Haus zu suchen."

„Es wäre sonderbar," versetzte Bussy, „wenn wir heimkämen, und jeder seine Entdeckung gemacht hätte."

Und hiemit schieden Bussy und le Haudouin, eher als zwei Freunde, denn als ein Herr und ein Diener.

In der That war große Jagd im Walde von Vincennes zum Dienstesantritte des seit einigen Wochen zum Oberjägermeister ernannten Herrn Bryan von Monserau angeordnet. Die Procession am vorigen Tage, und der harte Bussebeginn des Königes, hatten einen Augenblick zweifeln lassen, ob er in Person der Jagd beiwohnen werde; wenn nämlich der König Andachtsanfälle bekam, geschah's bisweilen, daß er mehrere Wochen lang das Louvre nicht verließ, im Falle er nicht gar die Strenge so weit trieb, in ein Kloster zu gehen; aber zum großen Erstaunen des ganzen Hofes vernahm man gegen neun Uhr Morgens, daß der König in den Thurm von Vincennes sich begeben habe, und mit seinem Bruder, dem Herrn Herzoge von Anjou, und dem ganzen Hofe den Damhirsch jagen würde.

Das Rendez-vous war im Rondell des Königes Ludwig des Heiligen. So nannte man damals einen Scheideweg, wo man noch, sagte man, die berühmte

Eiche sah, unter welcher der königliche Martyrer Gericht gehalten hatte. Jedermann war also um neun Uhr versammelt, als der neue Beamte, der Gegenstand allgemeiner Neugier, beinahe dem ganzen Hofe unbekannt, auf einem prächtigen Rappen geritten kam. Alle Augen wendeten sich ihm zu. Er war ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, von hoher Gestalt; sein Gesicht mit Blatternarben, und sein mit flüchtigen Flecken gesprenkelter Teint, je nach den Gemüthsbewegungen, die er fühlte, fielen dem Blicke unangenehm auf, und zwangen ihn zu einer anhaltenderen Betrachtung, die selten zum Vortheile derjenigen ausschlägt, die man betrachtet. In der That werden die Sympathien durch den ersten Anblick hervorgerufen; das offene Auge und loyale Lächeln locken das Lächeln und Liebkosen des Blickes.

Angethan mit einem knappanliegenden Rocke von grünen Tuche, ganz mit Silbertressen besetzt, umgürtet mit dem silbernen Wehrgehenke, mit schildförmig gesticktem Wappen des Königes, auf dem Haupte ein Barett mit langer Feder, mit der linken Hand einen Sauspieß schwingend, und mit der Rechten den für den König bestimmten Jagdstab, konnte Herr von Monsoreau ein schrecklicher Seigneur scheinen, aber gewiß war er kein schöner Edelmann.

„Pfui! das häßliche Gesicht, das Sie uns aus Ihrem Gouvernement zurückgebracht haben, Monseigneur," sagte Bussy zum Herzoge von Anjou; „sind dieß die Edelleute, welche Ihre Gunst tief in den Provinzen zu

suchen beliebt? Es wäre des Teufels, wenn man einen Gleichen in Paris fände, das doch sehr groß, und mit häßlichen Herren wohl bevölkert ist. Man sagt, und ich bemerke Eurer Hoheit, daß ich nicht daran habe glauben wollen, Sie hätten durchaus gewollt, daß der König den Oberjägermeister aus Ihrer Hand empfange."

„Der Seigneur von Monsoreau hat mir gut gedient," erwiederte der Herzog von Anjou lakonisch, „und ich belohne ihn."

„Gut gesagt, Monseigneur, und es ist für Prinzen um so schöner, dankbar zu seyn, da die Sache selten ist; aber wenn es sich nur darum handelt, so hab' auch ich Ihnen gut gedient, Monseigneur, scheint mir, und ich würde den knappen Oberjägermeistersrock viel besser tragen, ich bitte Sie es zu glauben, als jenes große Fantom. Er hat einen rothen Bart. Ich hatte es anfangs nicht bemerkt; dieß ist eine Schönheit mehr."

„Ich habe nicht sagen hören," antwortete der Herzog von Anjou, „daß man nach dem Modelle des Apollo oder des Antinous geformt seyn müsse, um die Hofämter zu versehen."

„Sie hätten es nicht sagen hören, Monseigneur?" versetzte Bussy mit der größten Kaltblütigkeit, „das ist erstaunlich."

„Ich befrage das Herz und nicht das Gesicht," entgegnete der Prinz, „die geleisteten Dienste, nicht die versprochenen Dienste."

„Eure Hoheit werden sagen, daß ich sehr neugierig bin," erwiederte Bussy, aber ich forsche, und vergeblich, ich gesteh's, nach dem Dienste, den dieser Monsoreau Ihnen hat leisten können."

„Ah! Bussy," sagte der Herzog bitter, „Sie haben es gesagt, Sie sind sehr neugierig, allzu neugierig sogar."

„So sind die Prinzen!" rief Bussy mit seiner gewohnten Freimüthigkeit aus, „sie verfahren immer fragend; man muß Ihnen auf alle Dinge antworten, und wenn man sie über ein einziges befragt, antworten sie nicht."

„Es ist wahr," versetzte der Herzog von Anjou; „aber weißt Du, was Du thun mußt, wenn Du Aufschluß haben willst?"

„Nein."

„Frag Herrn von Monsoreau selbst darum."

„Gut," sagte Bussy, „Sie haben, meiner Treue, Recht, Monseigneur, und bei ihm, der nur ein einfacher Edelmann ist, wird mir wenigstens ein Hülfsmittel bleiben, wenn er mir nicht antwortet."

„Welches?"

„Ihm zu sagen, daß er ein Grobian sey." Und nach dieser Antwort, dem Prinzen den Rücken wendend, ohne auf etwas Anderes zu sinnen, Angesichts seiner Freunde, und den Hut in der Hand, näherte er sich Herrn von Monsoreau, der, zu Pferd mitten im Kreise, der Zielpunkt aller Augen, die sich auf ihm vereinigten, mit wundersamer Kaltblütigkeit wartete, bis

ihn der König von der Last aller gerade auf seine Person fallenden Blicke befreien würde. Als er Bussy mit fröhlichem Gesichte und lächelnden Munde, den Hut in der Hand, kommen sah, wurde er ein wenig heiter.

„Um Vergebung, mein Herr,“ sagte Bussy, „ich sehe Sie ja ganz allein hier. Hat die Gunst, deren Sie sich erfreuen, Ihnen schon eben so viele Feinde gemacht, als Sie acht Tage vor Ihrer Ernennung zum Oberjägermeister Freunde haben konnten?“

„Meiner Treue, Herr Graf,“ antwortete der Seigneur von Monsoreau, „ich möchte nicht darauf schwören, sondern hiewegen nur wetten. Doch darf ich wissen, welchem Umstande ich die Ehre verdanke, die Sie mir erweisen, indem Sie meine Einsamkeit stören?“

„Meiner Treue,“ erwiederte Bussy muthig, „der großen Bewunderung, welche der Herzog von Anjou mir für Sie eingeflößt hat.“

„Wie so?“

„Indem er mir Ihre Waffenthat erzählte, wegen welcher Sie zum Oberjägermeister ernannt worden sind.“

Herr von Monsoreau erblich auf eine so schreckliche Art, daß die Blatterfurchen, welche sein Gesicht buntscheckig machten, eben so viele schwarze Punkte in seiner vergilbten Haut schienen; zu gleicher Zeit schaute er Bussy mit einer Miene an, die einen heftigen Sturm weissagte. Bussy sah, daß er einen unrechten Weg eingeschlagen hatte; aber er war nicht der Mann des Zurückweichens, ganz im Gegentheile Einer von Denjeni-

gen, die gewöhnlich eine Indiscretion durch eine Insolenz wieder gut machen.

„Sie sagen, mein Herr," antwortete der Oberjägermeister, „daß Monseigneur Ihnen meine jüngste Waffenthat erzählt habe."

„Ja, mein Herr," versetzte Bussy, „ausführlich, was mich, ich gesteh's, mit einem glühenden Wunsche erfüllt hat, den Bericht davon aus Ihrem eigenen Munde zu vernehmen."

Herr von Monsoreau preßte den Saufpieß in seiner gekrampften Hand, wie wenn er ein heftiges Verlangen empfunden hätte, ihn als Waffe gegen Bussy zu gebrauchen.

„Meiner Treue, mein Herr," sagte er, „ich war ganz geneigt, durch Erfüllung Ihres Wunsches Ihre Höflichkeit anzuerkennen; aber leider kommt hier der König, was mir die Zeit dazu entzieht; wenn Sie es jedoch durchaus wollen, so kann es später geschehen."

Wirklich näherte sich der König, sein Lieblingspferd reitend, einen schönen, isabellfarbenen, spanischen Klepper, rasch vom Thurme dem Rondelle. Indem Bussy seinen Blick im Halbzirkel herumschweifen ließ, begegneten seine Augen dem Herzoge von Anjou; der Prinz lachte auf seine griesgrämigste Weise.

„Herr und Diener," dachte Bussy, „schneiden eine garstige Grimasse, wenn sie lachen; wie ist sie also dann, wenn sie weinen?"

Der König liebte die schönen und guten Gesichter;

er war sohin mit jenem des Herrn von Monsoreau sehr wenig zufrieden, den er schon einmal gesehen hatte, und der ihm das zweite Mal nicht besser gefiel, als das erste Mal. Er empfing jedoch mit ziemlich guter Huld den Jagdstab, welchen ihm jener, herkömmlich mit einem Knie auf dem Boden, überreichte. Sobald der König gerüstet war, meldeten die Rüdenführer, daß der Damhirsch umgangen sey, und die Jagd begann.

Bussy hatte sich an die Flanke des Truppes gestellt, um Jedermann vorüberziehen zu sehen; er ließ Niemand vorbei, ohne genau zu beobachten, ob er nicht das Original des Porträtes wiederfände; aber es war vergeblich; es gab sehr hübsche, sehr schöne, sehr verführerische Damen bei dieser Jagd, wo der Oberjägermeister seinen Dienst antrat; doch nirgends erblickte er das holdselige Wesen, welches er suchte. Er war deßhalb auf die Unterredung und Gesellschaft seiner gewöhnlichen Freunde beschränkt. Antraguet, immer ein Spötter und Schwätzer, gewährte ihm eine große Zerstreuung in seiner Langweile.

„Wir haben einen gräulichen Oberjägermeister," sagte er zu Bussy; „was hälst Du von ihm?"

„Ich finde ihn entsetzlich; welche Familie wird er uns bringen, wenn alle Personen, die die Ehre haben, ihm anzugehören, ihm gleichen? Zeige mir doch seine Frau."

„Der Oberjägermeister ist ledig, mein Lieber," erwiederte Antraguet.

„Und woher weißt Du dieß?"

„Von Frau von Veudron, die ihn sehr schön findet, und gerne ihren vierten Gemahl aus ihm machen möchte, wie ihn Lucretia Borgia aus dem Grafen von Est machte. Daher sieh', wie sie ihr braunrothes Pferd hinter dem Rappen des Herrn von Monsoreau herumwirft."

„Und von welchen Gebieten ist er Seigneur?" fragte Bussy.

„Von einer Menge von Gebieten."

„Gelegen?"

„Gegen Anjou hin."

„Er ist also reich?"

„Man sagt es; das ist aber auch Alles; es scheint, daß er zum kleinen Adel gehört."

„Und wer ist die Geliebte dieses Dorfjunkers?"

„Er hat keine Geliebte: der würdige Herr hält etwas darauf, der Einzige seines Geschlechtes zu seyn; doch sieh da den Herrn Herzog von Anjou, der Dir mit der Hand winkt, komm schnell!"

„Ah! meiner Treue, der Herr Herzog von Anjou wird warten. Dieser Mann reizt meine Neugier. Ich finde ihn sonderbar. Ich weiß nicht warum, — man hat gewisse Ideen, Du weißt, wenn man Leute zum Erstenmale trifft, — ich weiß nicht, warum; aber es dünkt mir, daß ich Händel mit ihm bekommen werde. Uud dann dieser Name, Monsoreau!"

„Mausberg," versetzte Antraguet, „das ist der Ur-

sprung des Wortes; mein alter Abbé hat mich dieß heute früh gelehret: Mons soricis."

„Ich verlange nichts Besseres," sagte Bussy.

„Ah! warte doch," rief Antraguet plötzlich aus.

„Was?"

„Livarot kennt dieß."

„Was denn?"

„Den Mons soricis. Sie sind Gutsnachbaren."

„Sag' uns doch dieß gleich. He! Livarot!"

Livarot näherte sich.

„Schnell hierher, Livarot, hierher: Monsoreau?"

„Nun denn?" fragte der junge Mann.

„Gieb uns Aufschluß über Monsoreau."

„Gerne."

„Ist er lange?"

„Nein, er wird kurz seyn. In drei Worten werde ich Euch sagen, was ich von ihm weiß, und was ich von ihm halte. Ich fürchte mich davor!"

„Gut! und nun, da Du uns erzählt hast, was Du von ihm hältst, sage uns, was Du von ihm weißt."

„Höre!... ich kehrte eines Abends..."

„Dieß beginnt auf eine schreckliche Weise," sagte Antraguet.

„Wollet Ihr mich ausreden lassen?"

„Ja."

„Ich kehrte eines Abends, vor etwa sechs Monaten, von meinem Onkel d'Entragues durch den Wald von Meridor heim, als ich plötzlich einen furchtbaren Schrei

höre, und einen weißen Zelter mit leerem Sattel in das Gebüsch vorüber sprengen sehe; ich eile, eile, und am Ende einer langen, durch die ersten Schatten der Nacht verdüsterten Allee gewahre ich einen Mann auf einem Rappen; dieser lief nicht, er flog. Der nämliche erstickte Schrei läßt sich dann von Neuem vernehmen, und ich unterscheide vorne im Sattel eine Dame, auf deren Mund er die Hand drückte. Ich hatte meine Jagdbüchse bei mir; Du weißt, daß ich sie mit ziemlich guter Fertigkeit handhabe. Ich visire ihn, und hätte ihn getödtet, wenn nicht in dem Augenblicke des Losdrückens die Lunte erloschen wäre."

„Nun denn!" fragte Bussy, „hernach?"

„Hernach fragte ich einen Holzhauer, wer dieser Herr mit dem Rappen sey, der die Damen entführe; er antwortete mir, daß es Herr von Monsoreau war."

„Wohlan!" sagte Antraguet, „dieß geht an, dünkt mir, die Damen zu entführen, nicht wahr, Bussy?"

„Ja," versetzte Bussy, „aber man läßt sie wenigstens schreien."

„Und wer war die Dame?" fragte Antraguet.

„Ah! das eben ist's; man hat es niemals erfahren."

„Ei," sagte Bussy, „unstreitig ist er ein merkwürdiger Mann, und er interessirt mich."

„So viel geht daraus hervor," äußerte Livarot, „daß er den werthen Seigneur mit einem abscheulichen Rufe spielt."

„Erzählt man sich noch andere Fälle?"

„Nein, nichts; er hat sogar niemals offenkundig großes Uebel gestiftet; noch mehr, er ist, wie man sagt, ziemlich gut gegen seine Bauern, was nicht hindert, daß man ihn in der Gegend, die bisher die Ehre gehabt hat, ihn zu besitzen, wie das Feuer fürchtet. Da er übrigens ein Jäger ist, wie Nimrod, nicht vor Gott vielleicht, aber vor dem Teufel, so wird der König nie einen solchen Oberjägermeister gehabt haben. Er wird auch zu diesem Amte besser taugen, als Saint=Luc, für den es anfangs bestimmt war, und dem es der Einfluß des Herrn Herzogs von Anjou weggekapert hat."

„Du weißt, daß Dir der Herzog von Anjou immer ruft?" sagte Antraguet.

„Gut, er mag rufen; ei, weißt Du, was man von Saint=Luc spricht?"

„Nein; ist er noch Gefangener des Königs?" fragte Livarot lachend.

„Er muß es wohl seyn," erwiederte Antraguet, „weil er nicht da ist."

„Keineswegs, mein Lieber, da er heute Nacht um ein Uhr abgereiset ist, um die Güter seiner Frau zu besuchen." — „Verbannt."

„Es sieht mir ganz darnach aus."

„Saint=Luc verbannt, unmöglich."

„Das ist das Evangelium, mein Lieber."

„Nach dem Heiligen Lucas." *)

*) Saint Luc = hier ein Wortspiel mit dem Namen des Edelmannes Saint-Luc. D. Ueb.

„Nein, nach dem Marschalle von Brissac, aus dessen eigenem Munde ich es heute früh erfahren habe."

„Ah! das ist Neues und Seltsames; dieß, zum Beispiele, könnte Monsoreau schaden."

„Ich hab's getroffen," sagte Bussy.

„Was hast Du getroffen?"

„Ich hab's gefunden."

„Was hast Du gefunden?"

„Den Dienst, welchen er dem Herrn von Anjou erwiesen hat."

„Saint-Luc?"

„Nein, Monsoreau."

„Wirklich?«

„Ja, oder der Teufel soll mich holen; Ihr werdet es sehen, kommt mit mir." Und Bussy, von Livarot und Antraguet gefolgt, setzte sein Pferd in Galopp, um den Herrn Herzog von Anjou einzuholen, welcher, überdrüßig, ihm zu winken, einige Büchsenschüsse weit voraus ritt.

„Ah! Monseigneur," rief er aus, wieder zu ihm kommend, „welch' ein köstlicher Mann ist dieser Herr von Monsoreau!"

„Ah! wahrhaftig."

„Es ist unglaublich."

„Sie haben also mit ihm gesprochen?" fragte der Prinz, immer spöttisch.

„Gewiß, ungerechnet seinen sehr gebildeten Geist."

„Und haben Sie ihn gefragt, was er für mich gethan habe?"

„Gewiß; ich redete ihn nur zu diesem Zwecke an."

„Und hat er Dir geantwortet?" fragte der Herzog lustiger als jemals.

„Auf der Stelle, und mit einer Artigkeit, für die ich ihm unendlichen Dank weiß."

„Und was hat er Dir gesagt, laß hören, mein tapferer Eisenfresser?" fragte der Prinz.

„Er hat mir höflich gestanden, Monseigneur, daß er der Lieferant Eurer Hoheit wäre."

„Lieferant von Wildpret?"

„Nein, von Damen."

„Was beliebt?" sagte der Herzog, dessen Stirne sich augenblicklich verfinsterte, „was bedeutet dieser Spaß, Bussy?"

„Dieß bedeutet, Monseigneur, daß er für Sie die Damen auf seinem großen Rappen entführt, und, da sie ohne Zweifel die Ehre nicht kennen, die er ihnen bereitet, denselben die Hand auf den Mund legt, um sie am Schreien zu hindern."

Der Herzog runzelte dir Stirne, krampfte zornig seine Fäuste, erblich, und setzte sein Pferd in einen so rasenden Galopp, daß Bussy und die Seinigen zurückblieben.

„Ah! ah!" sagte Antraguet, „der Spaß scheint mir gut zu seyn."

„Um so besser," bemerkte Livarot, „als er nicht

auf Jedermann, wie mir dünkt, die Wirkung eines Spasses macht."

„Teufel!" sagte Bussy, „es möchte scheinen, daß ich dem armen Herzoge einen tüchtigen Hieb versetzt habe."

Einen Augenblick nachher hörte man die Stimme des Herrn von Anjou, welcher rief: „He! Bussy, wo bist Du? Komm doch!"

„Da bin ich, Monseigneur," erwiederte Bussy, sich nähernd.

Er fand den Prinzen laut auflachend.

„Ei, Monseigneur," sagte er, „was ich Ihnen gesagt habe, scheint drollig geworden zu seyn."

„Nein, Bussy, ich lache nicht über das, was Du mir gesagt hast."

„Desto schlimmer, es wäre mir lieber; ich hätte das Verdienst gehabt, einen Prinzen zum Lachen zu bringen, der nicht oft lacht."

„Ich lache darüber, mein armer Bussy, daß Du das Falsche vorbringest, um das Wahre zu erfahren."

„Nein! der Teufel soll mich holen, Monseigneur, ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt."

„Gut, dann laß hören, während wir nur zu Zweien sind, erzähle mir Deine kleine Geschichte; wo hast Du denn das aufgeschnappt, was Du mir erzählt hast?"

„Im Walde von Meridor, Monseigneur!"

Dießmal erblich der Herzog wieder; aber er sagte nichts.

„Unstreitig," murmelte Bussy, „ist der Herzog in die

Geschichte des Entführers mit dem Rappen, und der Dame mit dem weißen Zelter einigermassen verwickelt."

„Nun, Monseigneur," fügte Bussy ganz laut bei, seinerseits darüber lachend, daß der Prinz nicht mehr lachte, „wenn es eine Art giebt, Ihnen zu dienen, die Ihnen besser gefällt, als die andere, so lehren Sie sie uns, wir werden sie benützen, müßten wir auch mit Herrn von Monsoreau in Mitbewerbung treten."

„Pardieu, ja, Bussy," sagte der Herzog, „es giebt eine, und ich will sie Dir erklären." Der Herzog nahm Bussy bei Seite.

„Höre," sagte der Herzog zu ihm, „ich habe zufällig in der Kirche eine reizende Dame getroffen; da einige unter einem Schleier verborgene Züge ihres Gesichtes mich an jene einer Dame erinnerten, die ich sehr geliebt habe, bin ich ihr nachgefolgt, und habe mich von dem Orte überzeugt, wo sie wohnt. Ihre Zofe ist gewonnen, und ich habe einen Hausschlüssel."

„Wohlan! bis jetzt, Monseigneur, scheint es mir gut zu gehen."

„Warte. Man sagt, sie sey sittsam, obgleich frei, jung und schön."

„Ah! Monseigneur, jetzt kommen wir zum Fantastischen."

„Höre, Du bist muthig, Du liebst mich, wie Du behauptest?"

„Ich habe meine Tage."

„Um muthig zu seyn?"

„Nein, um Sie zu lieben.“

„Gut. Hast Du einen von diesen Tagen?“

„Um Eurer Hoheit zu dienen, werde ich mich dazu verstehen. Lassen Sie hören!“

„Nun denn! Es würde sich darum handeln, für mich das zu thun, was man gewöhnlich nur für sich selbst thut.“

„Ah! ah!“ sagte Bussy, „sollte es sich darum handeln, Monseigneur, Ihrer Geliebten den Hof zu machen, damit Eure Hoheit sich überzeugen; ob sie wirklich eben so sittsam als schön sey? Damit bin ich verstanden.“

„Nein; sondern es würde sich darum handeln, zu erfahren, ob nicht irgend ein Anderer ihr den Hof mache.“

„Ah! dieß verwickelt sich, Monseigneur; erklären wir uns.“

„Du solltest Dich in den Hinterhalt legen, und mir sagen, wer der Mann ist, der zu ihr kommt.“

„Es ist also ein Mann dort?“

„Ich befürchte es.“

„Ein Liebhaber, ein Gatte?“

„Wenigstens ein Eifersüchtiger.“

„Desto besser, Monseigneur.“

„Wie so desto besser?“

„Dieß verdoppelt Ihre Wahrscheinlichkeiten.“

„Ich danke. Inzwischen möchte ich wissen, wer jener Mann ist.“

„Und Sie geben mir den Auftrag, dieß zu erkunden?“

„Ja, und wenn Du einwilligest, mir diesen Dienst zu erweisen . . .“

„Und Sie werden mich zum Oberjägermeister machen, wenn die Stelle erlediget seyn wird?“

„Meiner Treue, Bussy; ich würde um so mehr dazu verbunden seyn, als ich nie etwas für Dich gethan habe.“

„Monseigneur bemerken dieß?“

„Ich sage dieß schon lange bei mir.“

„Ganz leise, wie die Prinzen derlei Sachen bei sich sagen.“

„Nun denn?“

„Was, Monseigneur?“

„Willigest Du ein?“

„Die Dame zu belauern?“

„Ja.“

„Monseigneur, der Auftrag, ich gesteh's, schmeichelt mir nur wenig, und ein anderer wäre mir viel lieber.“

„Du erbotest Dich, mir einen Dienst zu leisten, und schon weichest Du zurück?“

„Ei! Sie tragen mir das Gewerbe eines Spiones an, Monseigneur.“

„Ei nein! das Gewerbe eines Freundes; glaube übrigens nicht, daß ich Dir eine Sinecur *) gebe; Du wirst vielleicht den Degen ziehen müssen.“

---

*) Vom Lateinischen: sine cura = ohne Sorge; ein Geschäft, wobei nichts zu thun ist.

D. Ueb.

Bussy schüttelte den Kopf. „Monseigneur," erwiederte er, „es giebt Dinge, die man nur selbst gut thut; daher muß man sie selbst thun, wäre man auch Prinz."

„Du schlägst es mir also ab?"

„Meiner Treue, ja, Monseigneur."

Der Herzog runzelte die Stirne. „Ich werde also Deinen Rath befolgen," sagte er; „ich werde selbst gehen, und, wenn ich unter diesen Umständen getödtet oder verwundet werde, sagen, daß ich meinen Freund Bussy gebeten, es zu übernehmen, diesen Degenstich zu geben, oder zu empfangen, er aber zum Erstenmale in seinem Leben vorsichtig gewesen sey."

„Monseigneur," antwortete Bussy, „Sie haben mir unlängst Abends gesagt: „„Bussy, ich hasse alle diese Lieblinge des Zimmers des Königes, die bei jeder Gelegenheit uns verspotten und beschimpfen; Du solltest wohl zur Hochzeitfeier von Saint-Luc gehen, eine Gelegenheit zum Streite suchen, und sie uns vom Halse schaffen;"" Monseigneur, ich bin hingegangen; Ihrer waren Fünfe; ich war allein; ich habe ihnen Trotz geboten; sie haben mir einen Hinterhalt gelegt, alle zugleich mich angegriffen, mir mein Pferd getödtet, und dennoch hab' ich Zwei von ihnen verwundet, und den Dritten zu Boden geschlagen. Heute verlangen Sie von mir, einer Frau zu schaden. Um Vergebung, Monseigneur, das geht über die Dienste hinaus, die ein Prinz von einem Biedermanne fordern kann, und ich weigere mich."

„Es sey,“ sagte der Herzog, „ich werde ganz allein auf meinen Posten ziehen, oder mit Aurilly, wie ich es schon gethan habe.“

„Um Vergebung,“ versetzte Bussy, dem zu Muthe war, als ob ein Schleier von seinem Geiste fiele.

„Was?“

„Waren Sie im Begriffe, auf Ihren Posten zu ziehen, Monseigneur, als Sie neulich die Lieblinge gesehen, die mir auflauerten?“

„Allerdings.“

„Wohnt also Ihre schöne Unbekannte,“ fragte Bussy, „in der Gegend der Bastille?“

„Sie wohnt Sainte-Catharine gegenüber.“

„Wirklich?“

„Es ist sohin ein Stadtviertel, worin Einem die Kehle herrlich abgeschnitten wird; Du mußt etwas davon wissen.“

„Haben Eure Hoheit seit jenem Abende wieder gelauert?“

„Gestern.“

„Und Monseigneur haben gesehen . . .“

„Einen Mann, der alle Winkel des Platzes genau durchstöberte, ohne Zweifel, um zu sehen, ob Niemand ihn belauerte, und, da er aller Wahrscheinlichkeit nach, mich bemerkt hatte, beharrlich vor jener Thüre stehen blieb.“

„Und dieser Mann war allein?“ fragte Bussy.

„Ja, etwa eine halbe Stunde lang.“

„Und nach dieser halben Stunde?"

„Ist ein anderer Mann zu ihm gestossen, eine Laterne in der Hand haltend."

„Ah! ah!" sagte Bussy.

„Dann haben der Mann mit dem Mantel..." fuhr der Prinz fort.

„Der Erste hatte einen Mantel?" unterbrach ihn Bussy.

„Ja. Dann haben der Mann mit dem Mantel und der Mann mit der Laterne, mit einander zu plaudern begonnen, und da sie nicht geneigt schienen, ihren Nachtposten zu verlassen, überließ ich ihnen den Platz, und bin heimgekehrt."

„Dieses doppelten Versuches überdrüssig?"

„Meiner Treue! ja, ich gesteh's, so zwar, daß, bevor ich in dieses Haus mich wagen möchte, das wohl irgend ein Kehlenabschneidernest seyn könnte."

„Sie nicht ungehalten seyn würden, wenn man darin einem Ihrer Freunde die Kehle abschnitte."

„Oder vielmehr, wenn dieser Freund, da er kein Prinz ist, die Feinde nicht hat, die ich habe, und übrigens an derlei Abenteuer gewöhnt ist, die Wirklichkeit der Gefahr, die ich laufen kann, studiren, und mir dann darüber Aufschluß geben würde."

„An Ihrer Stelle, Monseigneur, würde ich jener Dame entsagen."

„Nein."

„Warum?"

„Sie ist zu schön."

„Sie sagen selbst, daß Sie sie kaum gesehen haben."

„Ich habe sie genug gesehen, um wunderschöne blonde Haare bemerkt zu haben."

„Ah!"

„Prächtige Augen."

„Ah! ah!"

„Einen Teint, desgleichen ich noch nie gesehen habe, einen vortrefflichen Wuchs."

„Ah! ah! ah!"

„Du begreifst, daß man nicht leicht auf eine solche Dame verzichtet."

„Ja, Monseigneur, ich begreife; daher rührt mich die Lage."

Der Herzog schaute Bussy seitwärts an. „Du spottest."

„Nein, und zum Beweise werde ich, wenn Monseigneur mir Ihre Verhaltsbefehle geben, und die Wohnung bezeichnen wollen, von heute Abend an wachen."

„Du kommst also auf Deinen Entschluß zurück?"

„Ei! Monseigneur, nur unser heiliger Vater, Gregor XIII., ist unfehlbar; sagen Sie mir nur, was es dabei zu thun geben wird."

„Du wirst Dich in einiger Entfernung von der Thüre, die ich Dir bezeichnen werde, verbergen müssen, und wenn ein Mann hineingeht, ihm folgen, um Dich zu überzeugen, wer er ist."

„Ja; aber wenn er eintretend die Thüre hinter sich verschließt?"

„Ich habe Dir gesagt, daß ich einen Schlüssel besitze."

„Ah! es ist wahr; es ist nur noch etwas zu befürchten, nämlich, daß ich einem andern Manne folge, und den Schlüssel an eine andere Thüre stecke."

„Du kannst dabei nicht irren; jene Thüre ist eine Gangthüre; am Ende des Ganges links liegt eine Treppe; Du steigst zwölf Stufen hinauf, und befindest Dich in einem Corridore."

„Wie wissen Sie dieß, Monseigneur, da Sie niemals in dem Hause gewesen sind?"

„Hab' ich Dir nicht gesagt, daß die Zofe zu mir hielt? Sie hat mir Alles erklärt."

„Gott'sblitz! wie bequem ist's, Prinz zu seyn! man tischt Ihnen Ihr Geschäft ganz fertig auf. Ich, Monseigneur, hätte das Haus selbst erkennen, den Gang ausspähen, die Stufen zählen, den Corridor sondiren müssen. Dieß hätte mir eine enorme Zeit geraubt, und wer weiß, ob es mir gelungen wäre?"

„Du willigest also ein?"

„Kann ich Eurer Hoheit etwas verweigern? Nur werden Eure Hoheit mit mir gehen, um mir die Thüre zu bezeichnen."

„Ueberflüssig; von der Jagd heimkehrend machen wir einen Umweg; wir reiten durch das Thor Saint-Antoine, und ich werde sie Dir zeigen."

„Vortrefflich, Monseigneur, und was werde ich mit dem Manne machen müssen, wenn er kommt?"

„Nichts anderes, als ihm zu folgen, bis Du weißt, wer er ist.“

„Das ist mißlich, wenn zum Beispiele jener Mann die Bescheidenheit so weit treibt, mitten auf dem Wege stehen zu bleiben, und so meine Nachforschungen kurz abzubrechen.“

„Ich überlasse Dir die Sorge, dem Abenteuer eine Dir beliebige Wendung zu geben.“

„Eure Hoheit ermächtigen mich sohin, zu handeln, wie für mich.“

„Völlig.“

„So werde ich's machen, Monseigneur.“

„Kein Wort zu allen unsern jungen Seigneurs.“

„Auf Edelmannstreue!“

„Niemand bei Dir zu dieser Ausspähung!“

„Allein, ich schwör's Ihnen.“

„Wohlan! es ist verabredet, wir kommen an der Bastille vorbei. Ich zeige Dir die Thüre... Du kommst zu mir... ich gebe Dir den Schlüssel... und heute Abend...“

„Vertrete ich die Stelle von Monseigneur; dabei bleibt's.“

Bussy und der Prinz kehrten zurück, um sich nun der Jagd anzuschließen, welche Herr von Monsoreau als Mann von Genie anführte. Der König war entzückt von der genauen Art, womit der vollendete Jäger alle Plätze zum Haltmachen bestimmt, und über alle frischen Jagdhunde verfügt hatte. Nachdem das Thier

zwei Stunden lang gejagt worden war, nachdem es einen Umkreis von vier oder fünf Meilen durchrannt, nachdem man es zwanzigmal gesehen hatte, kam es zurück, um sich gerade an dem Orte seines Auftreibens erwischen zu lassen. Herr von Monsoreau empfing die Glückswünsche des Königs und des Herzogs von Anjou.

„Monseigneur," sagte er, „ich fühle mich überglücklich, Ihre Complimente verdienen gekonnt zu haben, weil ich Ihnen den Posten verdanke."

„Aber Sie wissen, mein Herr," versetzte der Herzog, „daß Sie, um sie auch fortan zu verdienen, heute Abend nach Fontainebleau reisen müssen; der König will übermorgen und die folgenden Tage dort jagen, und ein Tag ist nicht zu viel, um vom Walde Einsicht zu nehmen."

„Ich weiß es, Monseigneur," antwortete Monsoreau, „und meine Equipage ist schon bereit. Ich werde heute Nacht abreisen."

„Ah! siehe da, Herr von Monsoreau!" sagte Bussy; „fortan giebt es keine Ruhe mehr für Sie. Sie haben Oberjägermeister werden wollen, Sie sind es; bei dem Amte, das Sie versehen, giebt es fünfzig gute Nächte weniger, als für die andern Menschen; zum Glücke noch, daß Sie nicht verheirathet sind, mein lieber Herr."

Bussy lachte, als er dieß sagte; der Herzog ließ einen durchdringenden Blick auf den Oberjägermeister schweifen; dann wendete er den Kopf nach einer andern

Seite, um dem Könige seine Complimente über die Besserung zu machen, welche seit dem vorigen Tage in seiner Gesundheit schien eingetreten zu seyn. Monsoreau aber war bei Bussy's Scherze wieder von jener scheußlichen Bläße befallen worden, die ihm ein so Unheil verkündendes Aussehen verlieh.

Eilftes Kapitel.

Wie Bussy das Porträt und das Original zugleich wieder fand.

Die Jagd war gegen vier Uhr Nachmittag zu Ende, und um fünf Uhr, wie wenn der König die Wünsche des Herzogs von Anjou vorhergesehen hätte, kehrte der ganze Hof durch die Vorstadt Saint-Antoine nach Paris zurück.

Herr von Monsoreau hatte unter dem Vorwande augenblicklicher Abreise von dem Prinzen Abschied genommen, und wendete sich mit seinen Equipagen gegen Fromenteau.

An der Bastille vorüberziehend, machte der König seine Freunde auf das trotzige und düstere Aussehen der Festung aufmerksam; dieß war ein Mittel, sie an das zu erinnern, was sie erwartete, wenn sie etwa, nachdem sie seine Freunde gewesen, seine Feinde würden. Viele begriffen, und verdoppelten ihre Ehrerbietung gegen Seine Majestät.

Während dieser Zeit sagte der Herzog von Anjou ganz leise zu Bussy, der an seiner Seite ritt: „Gieb wohl Acht, Bussy, betrachte wohl rechts jenes hölzerne Haus, unter dessen Giebel eine kleine Statue der heiligen Jungfrau Obdach findet, folge mit dem Auge der nämlichen Linie, und zähle, mit Einschluß des Hauses mit der heiligen Jungfrau, vier andere Häuser."

„Gut," sagte Bussy.

„Das fünfte ist's," fuhr der Herzog fort, „jenes, das gerade der Straße Sainte-Catherine gegenüber steht."

„Ich seh's, Monseigneur; bei dem Geschmetter unserer Trompeten, die den König ankündigen, schauen Neugierige aus allen Häusern."

„Jedoch mit Ausnahme jenes Hauses," erwiederte der Herzog, „das ich Dir bezeichne, dessen Fenster geschlossen bleiben."

„Wovon aber eine Ecke des Vorhanges sich halb öffnet," sagte Bussy mit einem furchtbaren Herzklopfen.

„Ohne daß man jedoch etwas gewahren kann. O! die Dame ist gut gehütet, oder hütet sich gut. Jedenfalls ist dieß das Haus; im Hôtel werde ich Dir den Schlüssel dazu geben."

Bussy warf seinen Blick durch diese schmale Oeffnung; aber obgleich seine Augen unablässig darauf gerichtet blieben, sah er doch nichts.

Im Hôtel Anjou angekommen, gab der Herzog wirklich Bussy den bezeichneten Hausschlüssel, indem er ihm wiederholt einschärfte, gute Wache zu halten.

Bussy versprach Alles, was der Herzog wollte, und verließ das Hôtel.

„Nun denn?" sagte er zu Remy.

„Ich stelle die nämliche Frage an Sie, Monseigneur."

„Hast Du nichts gefunden?"

„Das Haus ist eben so unzugänglich bei Tag, wie bei Nacht. Ich schwanke zwischen fünf oder sechs Häusern, die an einander stoßen."

„Dann glaub' ich," versetzte Bussy, „daß ich glücklicher gewesen bin, als Du, mein lieber le Haudouin."

„Wie so, Monseigneur? Sie haben also auch gesucht?"

„Nein. Ich bin nur auf der Straße vorbeigegangen."

„Und Sie haben die Thüre wieder erkannt?"

„Die Vorsehung, mein lieber Freund, hat unerforschliche Wege und geheimnißvolle Zusammenstellungen."

„Sind Sie nun Ihrer Sache gewiß?"

„Ich sage nicht, daß ich ihrer gewiß bin; aber ich hoffe es."

„Und wann werde ich erfahren, ob Sie das Glück gehabt haben, das wieder zu finden, was Sie suchten?"

„Morgen früh."

„Bedürfen Sie inzwischen meiner?"

„Durchaus nicht, mein lieber Remy."

„Wollen Sie nicht, daß ich Ihnen folge?"

„Unmöglich."

„Seyen Sie wenigstens vorsichtig, Monseigneur."

„Ah!" sagte Bussy lachend, „die Anempfehlung ist überflüßig; ich bin hiewegen bekannt."

Bussy aß zu Mittag wie ein Mann, der weder weiß wo, noch wie er soupiren wird; dann, als es acht Uhr schlug, wählte er den Besten von seinen Degen, steckte, trotz dem vom Könige eben erst erlassenen Verbote, ein Paar Pistolen in seinen Gürtel, und ließ sich in seiner Sänfte an das äusserste Ende der Straße Saint-Paul tragen. Dort angekommen, erkannte er das Haus mit der Statue der heiligen Jungfrau, zählte die vier folgenden Häuser, versicherte sich wohl, daß das Fünfte das bezeichnete Haus sey, und duckte sich, in einen großen Mantel von dunkler Farbe gehüllt, in die Ecke der Straße Sainte-Catharine fest entschlossen, zwei Stunden lang zu warten, und nach Verlauf von zwei Stunden, wenn Niemand käme, auf seine eigene Rechnung zu handeln.

Neun Uhr schlug's bei Saint-Paul, als Bussy sich in den Hinterhalt legte. Er war kaum zehn Minuten lang dort, als er in der Dunkelheit durch das Thor der Bastille zwei Reiter kommen sah. Auf der Höhe des Hôtels des Tournelles hielten sie. Der Eine von ihnen stieg ab, warf den Zügel den Händen des Zweiten zu, der aller Wahrscheinlichkeit nach ein Lakei war, und ging, nachdem er ihn wieder auf dem Wege, auf welchem sie gekommen, zurückkehren, und nebst den beiden Pferden im Dunkel sich verlieren gesehen hatte, auf das der Ueberwachung Bussy's anvertraute Haus zu.

Auf einige Schritte vom Hause angekommen, be-

schrieb der Unbekannte einen großen Kreis, wie um die Umgebung mit dem Blicke auszuspähen; dann, sich für sicher haltend, nicht beobachtet zu werden, näherte er sich der Thüre, und verschwand.

Bussy hörte das Geräusch der Thüre, die sich hinter ihm schloß. Er wartete einen Augenblick aus Besorgniß, die geheimnißvolle Person möchte hinter dem Schieber beobachtend stehen geblieben seyn. Nach Verlauf einiger Minuten, näherte auch er sich, schritt über die Straße, öffnete die Thüre, und schloß sie wieder, durch die Erfahrung unterrichtet, ohne Geräusch. Dann kehrte er sich um; der Schieber war in gleicher Höhe mit seinem Auge, und aller Wahrscheinlichkeit nach hatte er durch diesen Schieber Quélus betrachtet.

Dieß war nichts Alles, und Bussy nicht gekommen, um da zu bleiben. Er ging langsam voran, an den beiden Seiten das Ganges tappend, an dessen Ende links er die erste Stufe einer Treppe fand. Hier blieb er aus zwei Gründen stehen; erstens fühlte er seine Beine unter der Wucht der Gemüthsbewegung schwach werden, und zweitens hörte er eine Stimme, welche sagte: „Getraud, melden Sie Ihrer Gebieterin, daß ich da bin, und daß ich eintreten will.“

Das Verlangen war mit einem allzu gebieterischen Tone gestellt, um eine Weigerung zu dulden; nach einem Augenblicke vernahm Bussy die Stimme einer Zofe: welche antwortete: „Gehen Sie in den Salon, mein Herr; Madame wird dort zu Ihnen kommen.“

Dann hörte er das Geräusch einer Thüre, die sich wieder schloß. Nun dachte Bussy an die zwölf Stufen, die Remy gezählt hatte; auch er zählte zwölf Stufen, und befand sich auf der Flur. Er erinnerte sich an den Corridor und an die drei Thüren, that einige Schritte mit verhaltenem Athem, und die Hand vor sich hinstreckend. Seine Hand erreichte eine erste Thüre; dieß war jene, durch welche der Unbekannte eingetreten war; er setzte seinen Weg fort, fand eine zweite, suchte, fühlte einen Schlüssel, drehte diesen Schlüssel, von den Füssen bis zum Kopfe schaudernd, im Schlosse um, und machte die Thüre auf.

Das Zimmer worin Bussy sich befand, war ganz dunkel, mit Ausnahme jenes Theiles dieses Zimmers, das durch eine Seitenthüre einen Wiederschein der Lichter des Salons erhielt. Dieser Wiederschein fiel auf ein mit zwei Tapetenvorhängen versehenes Fenster, die das Herz des jungen Mannes mit einem neuen Freudenschauer durchzuckten. Seine Augen gewahrten den durch das nämliche Licht erleuchteten Theil des Plafond, und er erkannte den mythologischen Plafond, den er schon früher gesehen hatte; er streckte die Hand aus, und fühlte das geschnitzte Bett.

Es gab keinen Zweifel mehr für ihn: er befand sich wieder in jenem Zimmer, worin er während jener Nacht erwacht war, in welcher er die Wunde erhalten, die ihm gastfreundliche Aufnahme verschafft hatte.

Es war ein ganz anderer Schauder wieder, der Bussy's Adern durchrieselte, als er dieses Bett berührte, und sich von jenem köstlichen Wohlgeruche umduftet fühlte, welchen das Bett einer jungen und schönen Dame aushaucht.

Bussy hüllte sich in die Vorhänge des Bettes, und horchte. Man hörte in dem Nebenzimmer den ungeduldigen Gang des Unbekannten; von Zeit zu Zeit blieb er stehen, zwischen seinen Zähnen murmelnd: „Nun denn? Wird sie kommen?"

In Folge einer von diesen Ausrufungen, ging eine Thüre in den Salon auf; die Thüre schien parallel mit jener, die schon halb geöffnet war. Der Teppich knisterte unter dem Drucke eines kleinen Fußes, das Rauschen eines seidenen Kleides drang zu Bussy's Ohre, und der junge Mann hörte eine Damenstimme, die, Furcht und zugleich Geringschätzung verrathend, sagte: „Da bin ich, mein Herr; was wollen Sie wieder von mir?"

O! o!" dachte Bussy, unter seinem Vorhange sich verbergend, „wenn dieser Mann der Liebhaber ist, preise ich den Gemahl sehr glücklich."

„Madame," sagte der Mann, der einen so kalten Empfang gefunden hatte, „ich habe die Ehre, Ihnen zu eröffnen, daß ich, gezwungen, morgen früh nach Fontainebleau abzureisen, komme, diese Nacht bei Ihnen zuzubringen."

„Bringen Sie mir Nachrichten von meinem Vater?" fragte die nämliche Damenstimme.

„Madame, hören Sie mich an.“

„Mein Herr, Sie wissen, was gestern verabredet worden ist; wenn ich eingewilliget habe, Ihre Frau zu werden, so geschah's unter der Bedingung, daß vor Allem entweder mein Vater nach Paris zurückkommen, oder ich meinen Vater wieder besuchen dürfte.“

„Madame, sogleich nach meiner Rückkehr von Fontainebleau werden wir abreisen, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf; aber inzwischen . . .“

„O! mein Herr, schließen Sie diese Thüre nicht, es ist vergeblich; ich werde keine Nacht, nicht eine einzige Nacht unter dem nämlichen Dache mit Ihnen zubringen, bevor ich nicht über das Schicksal meines Vaters beruhiget bin.“

Und die Dame, welche sprach, pfiff mit einer kleinen silbernen Pfeife, die einen scharfen und nachhaltigen Klang gab. Dieß war die Art, womit man damals den Domestiken rief, da die Klingeln noch nicht erfunden waren.

Im nämlichen Augenblicke ging die Thüre, durch welche Bussy eingetreten war, wieder auf, und die Zofe der jungen Dame erschien; sie war ein großes und kräftiges Mädchen aus Anjou, welches diesen Zuruf ihrer Gebieterin zu erwarten schien, und als es ihn vernahm, schleunig herbeieilte. Sie trat in den Salon, und öffnete eintretend die Thüre. Ein Lichtstrahl drang nun in das Zimmer, worin Bussy war, und er erblickte zwischen den beiden Fenstern das Porträt.

„Gertraud," sagte die Dame, „Sie werden nicht zu Bette gehen, und sich stets in der Tragweite meiner Stimme aufhalten."

Die Zofe entfernte sich, ohne zu antworten, auf dem nämlichen Wege, auf welchem sie gekommen war, indem sie die Salonthüre angelweit offen ließ, wodurch folglich das wunderbare Porträt erleuchtet wurde.

Bussy konnte nicht mehr zweifeln; dieses Porträt war wohl jenes, das er gesehen hatte. Er näherte sich leise, um sein Ohr an die Oeffnung zu lehnen, welche durch die Dicke der Angeln zwischen der. Thüre und Mauer entstand, aber wie leise er auch ging, so knarrte doch in dem Momente, da sein Blick in das Zimmer drang, der Boden unter seinem Fuße.

Auf dieses Geräusch kehrte sich die Dame um; sie war das Original des Porträtes, sie war die Fee des Traumes. Da der Mann, obgeich er nichts gehört hatte, sie sich umkehren sah, kehrte er sich auch um. Es war der Seigneur von Monsoreau.

„Ah!" sagte Bussy, „der weiße Zelter . . . die entführte Dame . . . Ich werde ohne Zweifel irgend eine schreckliche Geschichte vernehmen.

Und er trocknete sein Gesicht, das sich von selbst mit Schweiß bedeckt hatte.

Bussy, wie gesagt, erblickte Beide, sie . . . blaß, aufrecht und verachtend, ihn . . . sitzend, nicht blaß, sondern bleifarben, seinen ungeduldigen Fuß schaukelnd und in die Hand sich beißend.

„Madame,“ sagte endlich der Seigneur von Monsoreau, „Sie werden nicht hoffen, mir gegenüber diese Rolle einer verfolgten Frau und eines Opfers lange fortzusetzen; Sie sind in Paris, Sie sind in meinem Hause, und zudem sind Sie nun die Gräfin von Monsoreau, das heißt, meine Frau.“

„Wenn ich Ihre Frau bin, warum weigern Sie sich, mich zu meinem Vater zu führen, warum fahren Sie fort, mich vor den Augen der Welt zu verbergen?“

„Sie haben den Herzog von Anjou vergessen, Madame?“

„Sie haben mir betheuert, daß ich, wenn ich einmal Ihre Frau wäre, von ihm nichts mehr zu befürchten hätte.“

„Das heißt . . .“

„Sie haben mir dieß betheuert.“

„Aber es ist nöthig, Madame, daß ich noch Vorsichtsmaßregeln ergreife.“

„Wohlan! mein Herr, ergreifen Sie diese Vorsichtsmaßregeln, und kommen Sie wieder zu mir, wenn sie ergriffen seyn werden.“

„Diane,“ erwiederte der Graf, in dessen Herzen der Zorn sichtbar aufstieg, „Diane, treiben Sie kein Spiel mit diesem heiligen Bande der Ehe. Dieß ist ein Rath, den ich Ihnen geben will.“

„Handeln Sie so, mein Herr, daß ich dem Gatten nicht mehr mißtraue, und ich werde die Ehe achten.“

„Es dünkt mir jedoch, durch die Art meines Be-

nehmens gegen Sie, Ihr volles Vertrauen verdient zu haben."

„Mein Herr, ich denke, daß in dieser ganzen Angelegenheit mein Interesse allein Sie nicht geleitet, oder daß, wenn dem so ist, der Zufall Ihnen wohl gedient hat."

„O! das ist zu viel," rief der Graf aus, „ich bin in meinem Hause, Sie sind meine Frau, und Sie werden, sollte Ihnen auch die Hölle zu Hülfe kommen, noch in dieser Nacht mein seyn."

Bussy legte die Hand an den Griff seines Degens, und that einen Schritt vorwärts; aber Diane ließ ihm nicht Zeit, zu erscheinen.

„Hier," sagte sie, einen Dolch aus ihrem Gürtel ziehend, „sehen Sie, wie ich Ihnen antworte."

Und in das Zimmer springend, worin Bussy war, schloß sie die Thüre, und rief, während Monsoreau in Drohungen sich erschöpfte, und mit der Faust an die Thürflügel stieß: „Wenn Sie nur einen Splitter vom Holze dieser Thüre abstossen, Sie kennen mich, mein Herr, werden Sie mich todt auf der Schwelle finden."

„Ei! seyen Sie unbesorgt, Madame," sagte Bussy, Diane mit seinen beiden Armen umschließend, „Sie würden einen Rächer haben."

Diane wollte einen Schrei ausstossen; allein sie begriff, daß die einzige Gefahr, die ihr drohte, von ihrem Manne kommen könnte. Sie verhielt sich also abwehrend, aber stumm, zitternd, aber unbeweglich.

Herr von Monsoreau stampfte heftig mit dem Fuße; dann verließ er, ohne Zweifel in der Ueberzeugung, daß Diane ihre Drohung ausführen würde, den Salon, indem er die Thüre hinter sich gewaltsam zuschlug. Dann hörte man das Geräusch seiner Schritte im Corridor sich entfernen, und die Treppe hinab immer schwächer werden.

„Wer sind Sie, mein Herr," fragte hierauf Diane, aus Bussy's Armen sich losmachend, und einen Schritt zurücktretend, „und wie kommen Sie hierher?"

„Madame," antwortete Bussy, indem er die Thüre wieder aufmachte, und vor Diane hinkniete, „ich bin der Mann, dem Sie das Leben erhalten haben. Wie könnten Sie glauben, daß ich in einer schlimmen Absicht in Ihr Haus getreten sey, oder Pläne gegen Ihre Ehre brüte?"

Bei der Lichtfluth, die über das edle Antlitz des jungen Mannes wogte, erkannte ihn Diane wieder.

„O! Sie hier, mein Herr," rief sie die Hände faltend aus, „Sie waren da, Sie haben Alles gehört?"

„Ach! ja, Madame!"

„Aber wer sind Sie? Ihr Name, mein Herr?"

„Madame, ich bin Ludwig von Clermont, Graf von Bussy."

„Bussy, Sie sind der tapfere Bussy!" rief Diane treuherzig aus, ohne die Freude zu vermuthen, womit dieser Ausruf das Herz des jungen Mannes erfüllte.

„Ah! Gertraud," fuhr sie fort, zu ihrer Zofe gewendet, welche, da sie ihre Gebieterin mit irgend Jemand hatte sprechen hören, ganz bestürzt eintrat, „Gertraud, ich habe nichts mehr zu befürchten; denn von diesem Momente an stelle ich meine Ehre unter den Schutz dieses edelsten und loyalsten Cavaliers von Frankreich."

Dann sagte sie, Bussy die Hand reichend: „Stehen Sie auf, mein Herr, ich weiß, wer Sie sind; nun müssen Sie erfahren, wer ich bin."

Ende des ersten Theiles.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Die Dame von Monsoreau Historisch-romantisches Sittengenälde aus den Zeiten Heinrichs III., Königs von Frankreich

Bd.: 1

Augsburg 1844

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 1562 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11257251-5